Deutsches Volkstum als Minderheit

Von

Paul Rohrbach

Deutsches Volkstum als Minderheit

Von

Paul Rohrbach







Berlin 1926

Verlag von Hans Robert Engelmann



Sudetendeutsche Jugend

Vorwort

Dies Buch ist gewidmet:

den deutschen Volksgenossen,

deren Schicksal es wurde, durch gegnerische Gewalt oder durch den Auszug der Väter eine Minderheit im Auslande zu sein —

der deutschen Jugend

in und außer dem verstümmelten Vaterlande, die es erleben möge, daß unsere Grenzen wieder unseren Volksboden umfassen —

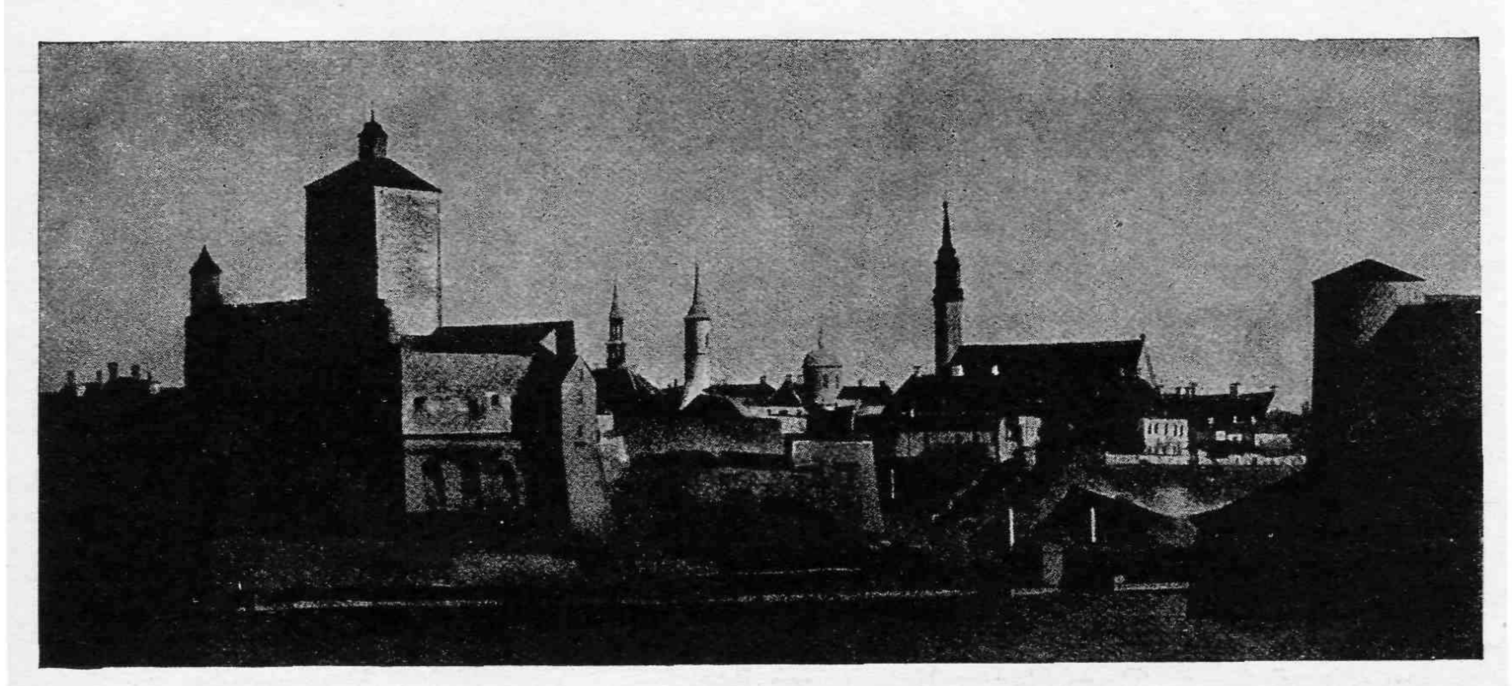
dem Verein für das Deutschtum im Ausland,

dessen Arbeit es verdient, daß jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau in seine Reihen tritt.

Der Verfasser



Sächsische Trachten in Siebenbürgen



Narwa

Deutsche Volksgeschichte

Den alten Germanen fehlte das Bewußtsein ihrer Volkseinheit, und es gab keinen gemeinsamen Namen für Franken, Sachsen, Langobarden, Goten. Erst im 11. Jahrhundert fing man an, von einem „deutschen" Volk zu sprechen. Tausend Jahre früher erkannten aber schon die Römer die Einheit der germanischen Stämme und sagten von ihnen: Ein Volk, unvermischt und nur sich selber gleich!

Bis zur Völkerwanderung war der ganze Raum vom Rhein bis jenseits der Weichsel von Germanen erfüllt. Dann zogen die östlich Wohnenden in die Ferne, zertrümmerten das abendländisch-römische Reich und herrschten bis nach Spanien und Afrika. Franken und Alemannen aber schoben sich von ihren Stammsitzen aus über den Rhein und machten auch das Land auf dem linken Ufer deutsch bis zum Kamm der Vogesen und bis zur Mündung von Rhein und Schelde. Bis heute sind Frankreich und England, Norditalien und Südspanien nach deutschen Stämmen genannt; daran muß man denken, wenn man die Geschichte des Mittelalters verstehen will.

Den von Germanen leer gewordenen Raum bis an die Elbe und Saale, samt dem Innern von Böhmen, besetzten Slaven. Zu Karls des Großen Zeit lief die Slavengrenze, östlich ausbiegend, von Kiel nach Bamberg. Der erste deutsche Stamm, der sein Siedlungsgebiet kräftig nach Osten vorschob, waren die Bayern. Sie schufen Österreich und fingen schon im karolingischen Zeitalter an, die Ostalpen einzudeutschen.

Im 12. Jahrhundert erhob sich eine zweite Völkerwanderung aus den deutschen Niederlanden, vom Rhein und von der Mosel. Die erste, zur Römerzeit, war nach Süden und Westen gegangen, die zweite ging nach Osten. In der ersten wanderten die Stämme, in der zweiten der Nachwuchs des Volkes. Alles brauchbare Land war urbar gemacht, und der jüngere Sohn forderte umsonst seine Hufe. Da riefen der Löwe und der Bär, die norddeutschen Fürsten, die über der Elbe die Wenden bekriegten, Landsucher aus der Westmark auf den eroberten Slavenboden. An der Saale und an der Spree nahmen ihn die Deutschen mit dem Schwert; in Mecklenburg, Pommern und Schlesien wurden die Slavenfürsten selber Vasallen des Reichs und luden den deutschen Bauer, Bürger und Ritter zu sich ein.

Mächtig wuchs nun das deutsche Volkstum nach Osten. Der deutsche Orden rief seine Siedler aus Flandern nach Preußen. Der König von Ungarn rief sie von der Mosel und setzte sie zum Schutz seiner Krone nach Siebenbürgen, um Wacht gegen die Steppenvölker zu halten. So weit den deutschen Bauern der feste Boden trug, so weit war er willig, mit Rindern, Karren und fahren-

der Habe zu ziehen, wenn einer ihm Land bot. Übers Meer ging er nicht. Als Bischof Albert seine Kolonie an der Ostsee gründete, um die Zeit, wo die Flandrer anfingen, die Weichseldeiche zu bauen und die Siedler in Siebenbürgen die Städte vor den Karpathenpässen, da folgten der Kaufmann, der Priester und Ritter dem Ruf über See, aber der livländische Bauer blieb undeutsch.

Dem Zurücktragen der deutschen Siedlung über die Elbe und Weichsel widerstanden zwei kräftige Slavenvölker, die Tschechen und die Polen. Gleich zwei Keilen blieben ihre Sitze in das von neuem deutsch gewordene Land zwischen Donau und Ostsee hineingeschoben. Südwärts gelangte das Deutschtum bis an den Hauptkamm der Alpen; hier und da konnte es ihn überschreiten. Nirgends aber reichte deutscher Bauern Blick bis ans südliche Meer. Fast in seinem Angesicht kam die germanische Welle zum Stehen; drei Tagemärsche breit lag Slavenboden zwischen Kärnten und der Adria.

Mit dem Untergang der Hohenstaufen schwand für mehr als ein halbes Jahrtausend den Deutschen die staatliche Kraft. Nicht so ihre Volkskraft. „Wüßten die Deutschen, wie stark sie sind," sagte ein Italiener im Jahrhundert vor der Reformation, „nichts in der Welt könnte ihnen dann widerstehen." Deutschlands Unheil hieß Habsburg. Dies Geschlecht verwandte ein Jahrhundert darauf, auch das Mark des Volkes durch den Religionskampf zu vernichten. Schweiz und Niederlande gingen ihren eigenen Weg; im Westfälischen Frieden wurden beide aus dem Reichsverband entlassen. Ludwig XIV. raubte das deutsche Elsaß; der Schwede nahm Pommern, Ostpreußen war polnisches Lehen.

Als Straßburg französisch wurde, standen vor Wien die Türken. Dreißig Jahre später entriß ihnen Prinz Eugen, der edle Ritter, den letzten Rest von Ungarn, und der Kaiser rief deutsche Siedler in das verödete Land: zu den Sachsen in Siebenbürgen gesellten sich die Schwaben in Ungarn. Katharina von Rußland gründete deutsche Kolonien an der Wolga, Alexander I. am Schwarzen Meer und im Kaukasus. Preußen eroberte im Frieden seine Provinz, preußische Bauern zogen nach Polen, deutsche Arbeit und Volkskraft schufen in der osteuropäischen Zerstreuung ein millionenstarkes Deutschtum.

Kriegsnöte, Kleinfürsten und kirchliche Verfolgung trieben zuerst im 18. Jahrhundert deutsche Auswanderer weit übers Meer. Deutsche Kolonisten erfochten die Unabhängigkeit Nordamerikas Schulter an Schulter mit den Angelsachsen, aber für die neue Welt wurde der unpolitische Deutsche nur Baustein, nicht Bildner.

Fremdherrschaft und Freiheitskriege treiben am Anfang des 19. Jahrhunderts zum ersten Mal seit Jahrhunderten den Gedanken des deutschen Nationalstaats zum Durchbruch. Die deutsche Einheit wird auf dem Wiener Kongreß eingesargt in den Deutschen Bund, aber die Idee wächst, unter Druck und Verfolgung. Im Frankfurter Parlament kämpfen großdeutsche und kleindeutsche Gedanken; Bismarck schreibt das Rezept für die Einigung Deutschlands mit Eisen und Blut, aber das Reich, das im Spiegelsaal von Versailles als das deutsche ausgerufen wurde, blieb ohne Österreich nur ein nationaler Torso. Mochten die Holländer und Schweizer vom deutschen Staate sich auf immer getrennt haben; Österreich mußte lebendiges Glied am Körper des deutschen Volkstums bleiben.

Vom Ziel des deutschen Nationalstaats sind wir scheinbar durch den Ausgang des Weltkrieges weiter zurückgeworfen als je. In Wahrheit ist die Bahn dazu geöffnet, und auch hier wird das Wort gelten, das Josef in Ägypten zu seinen Brüdern sprach: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; Gott aber gedachte es gut zu machen.

Wie weit soll zukünftig der deutsche Nationalstaat, an dessen Kommen wir glauben, mit seinen Grenzen reichen? So weit wie ein deutsches Volk geschlossen in Mitteleuropa wohnt, und so weit wie es den Willen hat, sich staatlich zu einen. Welcher Weg soll uns dahin führen? Kein anderer als der des freien Selbstbestimmungsrechts der Völker. Und was wird aus den Deutschen in der Zerstreuung? Für sie muß das Recht der Minderheiten aus Lüge zur Wirklichkeit werden, damit sie sich Sprache und Volkstum erhalten.

Das deutsche Volk und die deutschen Minderheiten

Von keinem Volk der Welt sind seit dem Altertum so starke geschichtliche Wirkungen ausgegangen, wie von den Deutschen. Während aber die anderen großen Völker Europas in der Zeit vom 15. bis 19. Jahrhundert zu staatlicher Einigung gelangten, gingen die Deutschen den umgekehrten Weg und zersplitterten sich immer mehr. Der Anfang zu diesem Unheil geschah damals, als die Päpste in ihrem Kampf mit dem deutschen Kaisertum eine Unterstützung bei den deutschen Stammesfürsten fanden. Das Kaisertum war zu schwach, gleichzeitig der Kirche zu widerstehen, Italien beim Reich zu halten und den Partikularismus der Fürsten und Stämme zu besiegen.

Die Spanier gelang en am Ende des 15. Jahrhunderts zu ihrer staatlichen Einigung, die Angelsachsen und Franzosen im 17., die Italiener im 19. Unmöglich kann es bestimmt sein, daß alle diese Völker an das natürliche Ziel ihres nationalen Daseins gekommen sind, daß es aber allein dem deutschen Volk versagt sein soll, ebendorthin zu gelangen.

Es gibt über 80 Millionen Menschen mit deutscher Muttersprache in der Welt. Von diesen sind 62 Millionen innerhalb der heutigen politischen Grenzen Deutschlands vereinigt. Weitere 13 Millionen gehören zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet in Mitteleuropa, sind aber durch die Friedensverträge vom deutschen Volkskörper gewaltsam losgerissen, oder gehindert, sich mit ihm zu vereinen. 4 Millionen leben als Minderheiten zerstreut in verschiedenen europäischen Ländern, ohne Zusammenhang mit dem eigentlichen Volkskörper. Die Schweizer und die Holländer, die auch einmal zum deutschen Reiche gehörten, auch Luxemburg, bleiben außer Rechnung, weil sie seit Jahrhunderten ihre eigenen Staatswesen haben und sie auch zu behalten wünschen. Auch ein großer Teil des amerikanischen Volkes ist deutscher Abkunft, aber das Deutsche als Muttersprache reden nur noch 1 bis 1½ Millionen amerikanische Bürger in den Vereinigten Staaten. In Südamerika, hauptsächlich in Brasilien, Argentinien und Chile, beträgt die Zahl der Deutschredenden zusammen nicht viel weniger als eine Million. Politisch sind sie, gleich den Deutschen in Nordamerika, Bürger des Staats, in dem sie leben.

In Europa ist das gesamte Deutschtum gegenwärtig unter 14 verschiedene Staaten verteilt. Drei Staaten, das Deutsche Reich, Österreich und Danzig, haben eine so gut wie ausschließlich deutsche Bevölkerung. Sieben Staaten, nämlich Polen, die Tschechoslowakei, Italien, Frankreich, Belgien, Dänemark und Litauen, haben infolge der Friedensverträge größere oder kleinere Stücke vom zusammenhängenden deutschen Volksboden in Besitz. Deutsche in der Zerstreuung leben in den drei baltischen Randstaaten, Litauen, Lettland und Estland; in Polen; in den verschiedenen, zur Union der Sowjet-Republik unter russischer Herrschaft zusammengefaßten Gebilden; in der Tschechoslowakei; in Ungarn; in Rumänien; in Jugoslawien. Dazu kommt als halb vom deutschen Körper getrenntes Stück unter französischer Obergewalt das Saargebiet.

Wenn der Deutsche ermessen will, was es heißt, daß alle diese Stücke deutschen Volksbodens mit ihrer geschichtlichen deutschen Kultur vom politischen Körper Deutschlands getrennt sind, so mag er sich vorstellen, wie ein Franzose empfinden würde, wenn Marseille und Rheims, ein Spanier, wenn Saragossa und Sevilla, ein Italiener, wenn Sizilien und Venedig oder Piemont unter fremder Herrschaft, oder mit Gewalt an der Vereinigung mit ihrem Volksganzen verhindert wären. So und nicht anders ist es für uns, wenn Danzig, Thorn, Wien, Graz und Innsbruck nicht in Deutschland, sondern im „Auslande" liegen.

Deutsch-Österreich hat 6½ Millionen deutsche Einwohner. Das österreichische Deutschtum strebt mit aller Kraft nach dem Anschluß an Deutschland. Heim ins Reich! so lautet die österreichische Losung. In der Tschechoslowakei leben unter einer Staatsbevölkerung von etwa 12 Millionen nicht weniger als 3½ Millionen Deutsche in schwerem Kampfe gegen die Unterdrückungspolitik der Tschechen. Fast 2 Millionen Deutsche wurden im Osten durch den Versailler Frieden und durch die verräterische Entscheidung des Völkerbundes wegen Oberschlesien von Deutschland abgerissen und teils an Polen ausgeliefert, teils dem zwangweise an Polen geketteten „Freistaat"

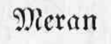
Danzig zugewiesen. Im Memelgebiet kamen über 70000 Menschen mit deutscher Muttersprache an Litauen; in Nordschleswig gegen 30000 an Dänemark. In Eupen und Malmedy wurden 50000 gegen ihren Willen zu Belgien geschlagen. In Südtirol ist es eine Viertelmillion, die von ihrer Heimat abgeschnitten und an Italien gebunden wurde, das feierliche Versprechungen gab, aber trotzdem jetzt die deutsche Sprache und Schule zertritt. Dazu kommen Elsaß und Lothringen. Auch sie enthalten ein nach Stamm, Sprache und Sitte deutsches Volkstum, aber nach dem Grundsatz der Selbstbestimmung können wir sie nicht eher zu uns zurückfordern, als bis es die Elsaß-Lothringer selber wieder zu uns verlangt. Was sie heute täten, wenn ihnen die Freiheit des Selbstbestimmungsrechts gegeben würde, ist sehr zweifelhaft. Vielleicht aber werden sie durch die Entdeutschungs- und Verwelschungspolitik des französischen Staats, der das Existenzrecht eines elsaß-lothringischen Volkstums verneint, noch dazu erzogen. Was man in den Jahren seit dem Friedensschluß bis heute in Elsaß-Lothringen hat wahrnehmen können, ist jedenfalls zunehmendes Mißvergnügen über die französischen Praktiken und zunehmendes Verlangen nach dem unbehinderten Gebrauch der deutschen Sprache, samt dem Genuß deutscher Kulturgüter.

Ein kleiner Teil des Deutschtums in der tschechoslowakischen Republik lebt gleichfalls zerstreut in den sogenannten Sprachinseln. Weit über eine halbe Million lebt in kleinen Gruppen im Innern von Polen und in den zu Polen geschlagenen, aber von Ukrainern bewohnten Gebieten von Ostgalizien und Wolhynien. 50000, ohne die Memelländer, leben in Litauen, 80000 in Lettland, 30000 in Estland. Rest-Ungarn enthält in seinen Grenzen über eine halbe Million, Großrumänien 800000, Jugoslawien 600000. Im früheren russischen Kaiserreich gab es — ohne das Deutschtum in den Städten, in Polen und in den baltischen Provinzen — gegen 2 Millionen deutsche Bauern, davon die meisten an der unteren Wolga und in den Provinzen am Schwarzen Meer. Wie viele von ihnen noch vorhanden sind, kann niemand sicher sagen. Ein Teil von ihnen wurde abgetreten, Hunderttausende sind geflohen, von den Bolschewisten ermordet und in der Hungersnot von 1921/22 umgekommen. Von dem ganzen Deutschtum in der Zerstreuung waren vor dem Weltkrieg manche Teile schon im Begriff, national einzuschlafen. Jetzt aber ist alles was deutsch ist auch außerhalb des Reiches erwacht und voll von festem Willen, seine Sprache und seine Kultur zu festigen und zu behalten.

Das Deutschtum, das jenseits der Grenzen der drei durch Gewalt von einander getrennten deutschen Staaten — Deutschlands, Österreichs und Danzigs — lebt, gehört formell unter den Begriff der *deutschen Minderheiten im Auslande*. Es gibt aber echte und unechte Minderheiten. Die Deutschen in Estland, Lettland, Ungarn, Rumänien z. B., die Banater Schwaben, die Siebenbürger Sachsen, die alten deutschen Ansiedlungen in Kongreß-Polen, im Gebiet des Schwarzen Meeres, an der Wolga usw., sind *echte* Minderheiten, das heißt sie sind vom deutschen Volkskörper getrennte Stücke eines in der Fremde bodenständig gewordenen Deutschtums. Andere Gebiete sind entweder gewaltsam vom lebendigen deutschen Volkskörper abgerissen und fremden Staaten angefügt, wie Deutsch-Südtirol, die geraubten deutschen Teile von Posen und Westpreußen, und anderes, oder sie sind deutscher Volksboden, der zwangsweise von einem fremden Staat festgehalten wird, wie in der Tschechoslowakei. Solche Gebiete sind nicht nur deutsch als Bestandteil der allgemeinen deutschen Kulturgemeinschaft, sondern sie haben auch den Anspruch, kraft des Grundsatzes vom freien Selbstbestimmungsrecht der Völker über ihre staatliche Zugehörigkeit selber bestimmen zu dürfen. Die Verweigerung dieses Rechts ist ein Bruch der Grundsätze, die verpflichtend und feierlich von den Gegnern Deutschlands als Fundament des zu schließenden Friedens proklamiert wurden

Der Engländer Keynes, der bei den Friedensverhandlungen in Versailles zu den Sachverständigen der englischen Regierung gehörte, sagt in einem seiner Bücher:

„Es gibt wenig Episoden in der Geschichte, die die Welt mit größerer Berechtigung verurteilen wird: ein Krieg, der zur Verteidigung internationaler Verträge geführt ist, hat mit dem offenen Bruch der heiligsten Versprechungen seitens der Sieger geendet."



Meran

Zu den „heiligen Versprechungen" gehörte auch der Schutz der nationalen Minderheiten in den durch die Friedensverträge geschaffenen oder entscheidend vergrößerten Staaten. In dem Friedensdokument von Versailles und in den anderen Verträgen, mit denen der Weltkrieg beendet wurde, geben die neuen Staaten im voraus ihre Zustimmung zu einem Vertrage mit den „alliierten und assoziierten Mächten", betreffend den Schutz der nationalen Minderheiten auf ihrem Gebiet. Diese Schutzverträge wurden geschlossen, und sie enthalten auch eine Bestimmung, wonach die Minderheiten, wenn ihnen Unrecht geschieht, den Schutz des Völkerbundes anrufen dürfen. Alle Abmachungen und Zusicherungen sind aber bisher ohne Folgen geblieben. Versprochen sind den Minderheiten Freiheit der Sprache, Freiheit der Schule und Freiheit der Religionsübung. Zuteil geworden ist ihnen Vergewaltigung und Austreibung oder Unterdrückung.

Grenzdeutsche Gebiete

Für die Schilderung des Deutschtums in Europa außerhalb der heutigen Grenzen des Deutschen Reiches unterscheidet man: 1. Selbständige Trennstücke, d. h. Österreich, Danzig und in gewissem Sinne das Saargebiet; 2. Grenzdeutsche Gebiete, das heißt solche, die in geschlossenem Zusammenhang mit dem Gesamtkörper des deutschen Volkstums stehen, denen aber das freie Selbstbestimmungsrecht in der Frage ihres politischen Anschlusses verweigert wird; 3. Isolierte deutsche Minderheitsgebiete. Von diesen drei Arten wollen wir die Trennstücke, namentlich Österreich, hier nicht behandeln, da sie unter besonderen Lebensbedingungen stehen. Wir wenden uns vielmehr sogleich dem Grenzdeutschtum, danach aber den vom Volkskörper entfernten Inselgebieten des Deutschtums zu. Wir beginnen mit dem Grenzdeutschtum im Süden, mit dem abgerissenen Stück von Deutsch-Südtirol, und schreiten von da über den Osten und Norden bis zum Westen des deutschen Wohngebiets fort, wobei wir, wenn zu einem fremden Staat außer einer grenzdeutschen Bevölkerung auch noch echte, d. h. isolierte deutsche Minderheiten gehören, diese wegen der besseren Übersicht gleich mit behandeln wollen.

1. Das Deutschtum in Südtirol

Das Land Tirol hat drei natürliche Abschnitte. Der erste, von Norden her, wird gebildet durch das Tal des Inn. Es läuft von Westen nach Osten, und dort, wo sich vom Inntal der Aufstieg zur Paßhöhe des Brenner abzweigt, liegt die Hauptstadt Innsbruck. Der Brennerpaß führt im offenen Übergang, ohne Tunnel, über die Zentralkette der Alpen und senkt sich hinunter in das Tal der Eisack. Die Eisack und der Oberlauf der Etsch fließen geradeswegs auf einander zu und vereinigen sich unweit Bozen. Die beiden Täler, Pustertal und Vintschgau, bilden zusammen südlich vom Brenner eben solch eine westöstliche Talspalte wie das Inntal nördlich, und machen den zweiten mittleren Abschnitt von Tirol aus, mit milderem Klima, aber nach Natur, Geschichte und Bevölkerung dem nördlichen aufs Nächste verwandt. Der dritte und südlichste Abschnitt dagegen ist von anderer Art. Von Bozen ab wendet sich die mit der Eisack vereinigte Etsch scharf nach Süden und strömt bald durch eine Felsenge, die Salurner Klause. Nach ihrem Austritt weitet sich das Etschtal; von hier an ist die Achse des Landes nicht mehr von Westen nach Osten, sondern von Norden nach Süden gerichtet, und Klima, Boden, Volk und Sprache sind nicht mehr deutsch, sondern italienisch. Soll das Land geteilt werden, so liegt hier die einzige natürliche Teilungsstelle.

In den Erinnerungen des Präsidenten Wilson, die von seinem Privatsekretär zusammengestellt und herausgegeben wurden, findet sich folgende Stelle (Band II, S. 111):

„Unglücklicherweise hatte der Präsident die Brennergrenze Orlando (dem italienischen Premierminister) zugesagt, wodurch etwa 150000 (in Wahrheit 230000) Tiroler Deutsche an Italien überantwortet wurden — eine Tat, die er später als einen groben Fehler ansah und tief bedauerte. Es war geschehen, bevor er diese Frage sorgfältig studiert hatte, und jetzt war er gebunden und mitschuldig an Orlando's Forderung nach einer strategischen Grenze."

Während des Weltkrieges und beim Friedensschluß von Versailles wurde von den Alliierten laut in die Welt hinausgerufen, daß kein Volk und kein Volksteil gegen seinen Willen politisch verhandelt und verschoben werden solle. Die Südtiroler sind Deutsche. Sie sind wie ihre Brüder nördlich des Brenner nahe Verwandte der Bayern und der Österreicher. Der bayerische Stamm hat Kolonisten in das heutige Österreich und nach Tirol entsandt und den größten Teil der Ostalpenländer für das Deutschtum gewonnen.

Die ersten Germanen, die den Süden des heutigen Tirol einnahmen, waren die Ostgoten. Bald nach dem Untergang des ostgotischen Reichs wurde Italien von den Langobarden eingenommen. Die Hadernburg, deren Ruine auf einem Felsen über dem Dorf Salurn zu sehen ist, war im frühen Mittelalter die Grenzfeste zwischen Bayern und der Langobarden. Die Langobarden schmolzen allmählich in das romanisch-italienische Volkstum ein, und im Etschtal verschwand aufwärts bis Salurn germanische Art und germanische Rede. Jenseits aber blieb sie erhalten und unverändert bis auf den heutigen Tag. Von den Dichtern des deutschen Mittelalters war der größte und zugleich der deutscheste, Walter von der Vogelweide, nach der Überlieferung ein Sohn des deutschen Südtirol. Gerade südlich vom Brenner hat die Bevölkerung im Jahre 1809 im Kampf gegen die Franzosen und Bayern den grimmigsten Widerstand geleistet. Auch Andreas Hofer, der deutschtiroler Volksheld, stammte vom Sandhof im Passeier Tal, das bei Meran in das Etschtal mündet. Sein Standbild ist in Innsbruck und Meran errichtet; Walter von der Vogelweides Denkmal steht in Bozen. Deutscher als diese Männer ist keiner von allen gewesen, die je zwischen Etsch und Belt geboren wurden.

Da Italien Großmacht ist, so wurden ihm beim Friedensschluß keine vertraglichen Schutzbestimmungen für Minderheiten auferlegt. Es gab aber freiwillig die feierlichsten Versicherungen über diesen Punkt ab. Der italienische Vertreter beim Friedensschluß von St. Germain, wo die neuen Grenzen Österreichs festgesetzt wurden, war der Senator Tittoni. Dieser gab in einer Rede am 27. September 1919 in der Abgeordnetenkammer in Rom im Namen der Regierung folgende Zusage:

„Italien wird auch 180000 (in Wahrheit 230000) Deutsche in sein Gebiet einschließen ... Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien und Serbien sind durch verschiedene Bestimmungen, die in die Friedensverträge eingeschaltet wurden, dazu verpflichtet, Sprache, Religion, Kultur, Schule und jede freie Betätigung der nationalen Minderheiten zu achten und zu respektieren — und es ist unbedingt notwendig, diese Bestimmungen aufrichtig und gesetzmäßig einzuhalten.

Italien hat, wie die übrigen Großmächte, keine gesetzliche Verpflichtung hierzu, aber nach meinem Empfinden besteht wegen der liberalen Traditionen, die Italiens Ruhm und Vorzug sind, eine große moralische Pflicht dazu.

Die Völker anderer Nationalitäten, die mit uns vereinigt werden sollen, wissen, daß uns der Gedanke einer Unterdrückung und Entnationalisierung vollkommen fern liegt, und daß ihre Sprache und ihre kulturellen Einrichtungen geachtet werden und ihre Verwaltungsbeamten alle Rechte unserer liberalen und demokratischen Gesetzgebung besitzen."

Die Berichterstattung über den Friedensvertrag hatte in der Kammer der Minister Luzzatti, im Senat der Fürst Colonna. Luzzatti redete die Südtiroler Deutschen auf diese Weise an:

„Folgendes sagen wir den Deutschen, die uns die Notwendigkeit unserer nationalen Verteidigung zwang, an unser Reich anzugliedern:

Es muß eine Ehrenpflicht für die Regierung und das Parlament sein, den Deutschen, die nur wegen der absoluten Notwendigkeit der Grenzverteidigung angegliedert wurden, ihre autonomen Einrichtungen zu bewilligen.

Abgesehen von den erforderlichen Maßnahmen für die militärische Sicherheit müssen sie sich frei und unbehelligt fühlen in der Ausübung ihrer kulturellen und religiösen Bedürfnisse, in der Verwaltung und in der Wirtschaft, denn nur so folgt Italien den Traditionen der alten Römer."

Bei der Berichterstattung im Senat versprach der Fürst Colonna die weitherzigste Politik in bezug auf die „administrative Autonomie" des neuen Gebiets, und in der Thronrede vom 1. Dezember 1919, an der Stelle, wo von den neuen Aufgaben in den neu angegliederten Gebieten die Rede war, hörte man die königlichen Worte:

„Unsere freiheitliche Tradition wird uns den Weg weisen, auf dem wir bei größter Beobachtung der lokalen autonomen Einrichtungen und Gebräuche deren Lösung finden können."

Verpflichtender und bündiger kann sich keine Regierung durch ihre verantwortlichen Staatsmänner, ja durch den König selbst, in bezug auf die Rechte einer nationalen Minderheit einsetzen. Es gibt auch eine kleine Anzahl Italiener unter fremdstaatlicher Herrschaft, nämlich in Jugoslawien. Für diese verlangt Italien den entschiedensten Minderheitenschutz nach folgenden Grundsätzen: den Italienern muß volle Entwicklungsmöglichkeit im nationalen Leben, volle Verkehrs-, Preß- und Versammlungsfreiheit und unbeschränktes Recht auf nationale Schulen gewährt werden. Dieselben Grundsätze wäre es nach seinen feierlichen und bestimmten Zusagen verpflichtet, auch in Südtirol anzuwenden. Statt dessen wird die deutsche Sprache in Südtirol völlig unterdrückt und selbst der Gebrauch des Landesnamens Südtirol ist verboten. Zeitungen, in denen er vorkommt, werden beschlagnahmt, und wenn eine alte Frau auf dem Markt ihren Käse in ein Stück Papier einwickelt, auf dem von früher her irgendwo das Wort Tirol zu lesen ist, wird sie von der Polizei verhaftet.

Gesetze und Verordnungen werden nur in italienischer Sprache kundgemacht. Die Amtssprache ist ausschließlich italienisch. Alle Behörden, alle deutschen Gemeinden, Wohltätigkeitsanstalten, Genossenschaften dürfen mit den Staatsstellen und untereinander nur in italienischer Sprache korrespondieren. Die alten Beamten, die beide Sprachen konnten, sind entlassen und dafür meist Süditaliener und Sizilianer, die kein Wort deutsch kennen und nichts von der Sitte und Art der Bevölkerung wissen, nach Südtirol versetzt. Von irgendwelcher Autonomie in Sprache, Recht, Verwaltung usw. ist nicht der leiseste Schatten vorhanden. Ansichtskarten, Atlanten, Fahrpläne usw. dürfen nur die neuen, öfters ganz irreführenden und sinnlosen italienischen Ortsbezeichnungen an Stelle der alten deutschen Namen tragen. Postkarten mit Tiroler Trachten oder mit dem Glückwunsch „Fröhliche Weihnacht" in deutscher Sprache wurden beschlagnahmt. Deutsche Visitenkarten werden von der Wohnungstür abgerissen, weil sie eine „öffentliche Aufschrift" in deutscher Sprache darstellen.

In allen Südtiroler Schulen sind die Bilder der Tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer, Haspinger, Speckbacher fortgenommen. Alle Aufsätze über solche Männer sind aus den Schulfibeln entfernt und durch solche über die italienischen Revolutionshelden Mazzini und Garibaldi ersetzt. Lieder, die von Heimatliebe und deutscher Treue handeln, ja sogar das Lied „Die Gedanken sind frei" wurden verboten.

Alle deutschen Vereine, selbst der Schillerbund, Turnvereine, Feuerwehren, Alpenvereine werden verboten, aufgelöst, verfolgt und deutsches Vereinseigentum ohne jede Rechtsgrundlage konfisziert. Versammlungen und Vorträge werden entweder verboten oder gewaltsam gestört. Am 24. April 1921 wurde ein friedlicher Trachtenumzug anläßlich der Bozener Messe mit Bomben beworfen. Italienische Fascisten schossen unter die unbewaffneten Zuschauer, töteten einen deutschtiroler Lehrer, verwundeten 50 Personen, schlugen deutsche Abgeordnete des italienischen Parlaments, Beamte und Pfarrer blutig, zertrümmerten Geschäftsauslagen, rissen Schilder ab, beschmierten das Denkmal Walters von der Vogelweide. Schulgebäude und Rathäuser wurden gewaltsam besetzt. Hotels und Gewerkschaftshäuser beschlagnahmt.

Der Mord und die Bombenwürfe von Bozen haben nie eine gerichtliche Sühne erhalten. Kein Richter darf wagen, ein Urteil zu gunsten eines deutschen Südtirolers zu erlassen. Die Presse steht unter Zensur. Sie darf nicht einmal die Reden der deutschen Abgeordneten im italienischen Parlament wiedergeben.

Über die deutsche Presse und die deutsche Schule ist das Todesurteil gesprochen. Der italienische Unterrichtsminister Casati hat offen ausgesprochen:

„Der Zweck der Maßnahmen auf dem Schulgebiet ist die Entnationalisierung der deutschen Bevölkerung."

So werden die Versprechungen aus der Zeit gleich nach der Annexion gehalten. Deutsche Kindergärten sind verboten. 400 deutsche Volksschulen werden allmählich dadurch vernichtet, daß durch

Gesetz vom 1. Oktober 1923 der Unterricht, von der untersten Klasse Jahr um Jahr aufsteigend, nur noch in italienischer Sprache, ohne deutsche Hilfsmittel, erfolgen darf. In Tripolis, der italienischen Kolonie, dürfen für Kinder mit arabischer Muttersprache arabische Schulen eingerichtet werden. In Südtirol ist es vorgekommen, daß sechsjährige Kinder in den Abort gesperrt wurden, zur Strafe dafür, daß sie in der Schule in ihrer Muttersprache miteinander geredet hatten! Die einzige deutsche Bildungsanstalt für Lehrer und Lehrerinnen ist als „überflüssig" aufgehoben. Das deutsche Reform-Realgymnasium und die deutsche höhere Mädchenschule in Bozen sind aufgehoben. Die noch vorhandenen deutschen Anstalten sind alle auf dem Aussterbe-Etat, und ihnen wird mit sofortiger Schließung gedroht, wenn sie nicht „bessere" italienische Leistungen erzielen. Beim Abschluß-Examen sind die schriftlichen Themen wie die mündlichen Fragen darauf zugeschnitten, die deutschen Kinder moralisch zu vergewaltigen und „ungenügende" Antworten von ihnen zu erzielen.

Zu den Unterdrückungen auf politischem und moralischem Gebiet, zu den Gewalttätigkeiten gegen Personen und Eigentum, zu der körperlichen Mißhandlung deutscher Priester, zur Erwürgung der deutschen Schule, kommt noch ein Gesetz, durch das unter dem Vorwand militärischer Sicherungsmaßnahmen jeder Kauf-, Verkauf- und Pachtvertrag über städtischen oder ländlichen Grundbesitz im ganzen deutschen Gebiet unter die Willkür der Zivil- und Militärverwaltung gestellt wird. Diese Maßnahmen haben in der deutschen Bevölkerung eine gedrückte, ja manchmal eine trostlose Stimmung erzeugt, da man sich so völlig verlassen von der großen Außenwelt fühlt. Und doch: Jeder Druck, und sei er noch so schwer, erzeugt Gegendruck, und die Bevölkerung wird durch alles Elend nur stets mehr gestählt in dem einen festen Willen: auszuharren und treu zu bleiben der Väterart und der Muttersprache.

An einer Sockelwand des Hofer-Denkmals in Meran stehen die Verse:

Es war einmal ein Schützenfest,
Der Himmel hats gegeben,
. . . . Freiheit war das Best',
Der Einsatz Blut und Leben.

In dem leeren Raum der dritten Zeile hat das Wort „Tiroler" gestanden. Die Italiener aber haben verboten, auf Südtiroler Boden überhaupt das Wort Tirol öffentlich zu sprechen, zu schreiben, zu drucken, zu meißeln. Südtirol ist ein Land, das Volk das dort lebt, ist ein Volk ohne Namen geworden.

Eine kurze Geschichte von einem kleinen deutschen Tiroler Mädchen. Die Lehrerin in einer der italienischen Zwangsschulen hält einem Tiroler Jungen zur Strafe, weil er ein deutsches Wort gebraucht hat, eine (grün-weiß-rote) italienische Fahne hin, die soll er küssen. Der Junge schüttelt den Kopf, die Lehrerin wird wild. „Tu's Grün fort," ruft die kleine Schwester, „dann wird er sie schon busserln!" — Rot weiß sind die Tiroler Farben.

Es gibt viel Schönes aus dem Schrifttum der Südtiroler Deutschen. Das mächtigste Denkmal aber, das Einem von den Ihren gesetzt wurde, ist des Steirers Rosegger Erzählung „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr." Sie spielt in dem großen, mitunter auch furchtbaren Jahr 1809. Das Mahr-Wirtshaus lag an der Straße, die südwärts vom Brenner herabkommt und im Eisacktal nach Brixen und Bozen führt. Peter Mayr war einer der Führer im Freiheitskampf, den die Tiroler fortsetzten, als Österreich schon Frieden geschlossen und das Land preisgegeben hatte. In diesem letzten verzweifelten Akt des Tiroler Freiheitsdramas geschah die schreckliche Vernichtung eines französisch-bayrisch-sächsischen Korps durch eine von den Tirolern künstlich herbeigeführte Steinlawine im Eisacktal.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Mahrwirt war Feldherr und nichts als das. Nicht mehr gezwungen war er's, sondern aus freiem Willen, in Lust und Begier. Man hörte kein anderes Wort von ihm, als was des Kampfes und der Wehr

war. In der Nacht, wenn er in seinem Loden eingeschlagen zwischen Steinblöcken, mit Reisig überdeckt, lag, sann er neue Pläne aus, um in Verbindung mit Naturmächten den Feind zu schwächen oder zu vernichten. Graute der Tag, so stieg er schon wieder in den Hängen umher, um nachzusehen, ob alles seine Richtigkeit habe. Besonders auf die zahlreichen, scharfgespannten Seile richtete er sein Augenmerk, und den Männern, die in gewisser Entfernung voneinander abwechselungsweise Tag und Nacht angestellt waren, oben bei den Verankerungen, schärfte er immer wieder ein, bei dem bestimmten Zeichen alle zugleich ihr Seil durchzuhauen. Das Zeichen sei folgendes: zuerst vom Felsvorsprung her mit der Schwegelpfeife den Anfang der Melodie: „Mein' Freud' ist auf der grünen Alm!" Das bedeute volle Bereitschaft. Dann nach einer kleinen Weile drei rasch aufeinanderfolgende Flintenschüsse und der laute Ruf: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ab!"

Also waren sie fertig und lauerten.

Und eines Morgens, als der liebliche Sonnenschein die Berghäupter verklärte und in den Schluchten der feuchte bläuliche Duft lag und ein mildes herbstliches Spinnen durch die ganze Natur ging, da huben die letzten blühenden Enzianen leise an zu zittern. Und da hastete ein Mann herauf aus der Tiefe, und schrie flüsternd: „Sie kommen!"

Einen Augenblick schien es, als wollten die Sträucher und Steine lebendig werden hoch am Berghange, hie und da huschte eine Gestalt, hie und da ein halberstickter Laut — dann war es wieder still, öde und starr stand der Berg da, wie er immer gestanden. In der Tiefe rauschte das Wasser. —

Weit hinten im Engtale, wo die Eisackschlucht sich krümmt, hinter der Böschung des Berges stieg Rauch auf. In Mittewald brannten Häuser? Zu gleicher Zeit, als man das bemerkte, wurden die ersten Reiter sichtbar auf der weißen Straße. Sie schienen im gemächlichen Tempo zu reiten, wahrscheinlich sich hübsch Zeit gönnend zur Betrachtung der romantischen Gegend. Oder wollten sie in Erinnerung an die landesübliche Kampfweise lieber in großen geschlossenen Trupps die Schlucht passieren und also vor derselben sich sammeln? Den Reitern folgen auch bald dichtere Massen, die, soweit die Straße zu übersehen war, endlos nachströmten. Wo ein Sonnenstrahl auf die Truppen fiel, da leuchtete ein buntes Farbenspiel von Blau, Rot, Gelb und Weiß und die Waffen blitzten in blendenden Funken. Zu hören war noch nichts, als das ewige dumpfe Sausen des Wassers, und auf der Straßenstrecke, die unterhalb der verborgenen Hängebrücke hinlief, zog kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Doch siehe, ein kleiner Karren mit dem üblichen Blachenkobel, einer von der Art, wie sich ihn der junge Spielmann Tonele gewünscht, kollerte munter daher die Richtung vom Brenner gen Brixen. In der Gabel trabte ein Maulesel unbekümmert fürbaß und hinten lief ein schwarzes Hündlein hin und her und vertrieb sich die Zeit, die es übrig hatte, mit den welkenden Fächern der Germen, die am Wege standen und nach denen es manchmal schnappte oder ihnen etwas anderes antat. Daß diese Dinger so hübsch fächelten, wenn das Tier sie mit der Pfote fangen wollte, schien ihm kein schlechter Spaß zu sein. Dieses Gefährt tat gerade nicht, als ob es auf wilder Flucht wäre vor dem anrückenden Feind. Ja, im Blachenkobel erhob sich jetzt sogar eine helle Musik von zwei Klarinetten, deren Klang froh in den Felsen widerhallte. Fahrende Musikanten, welche im Glück ihre Sache, die sie auf nichts gestellt, nicht unterlassen konnten, an diesem so lieblichen Herbstmorgen Gott und der schönen Welt zu Ehren ein Liedel zu pfeifen.

Peter schaute von seinem hohen Posten herab auf diese fahrenden Leute, die so ahnungslos und fröhlich des Weges zogen. — An der Wand einer Dorfkapelle hatte er einmal ein Bild gesehen, auf welchem zu Rosse, mit dem Schwerte umgürtet, mit Helmen, Kronen und Bischofshauben geziert, eitel Totengerippe ritten. Schöne, verführerische Frauen, schäumende Becher kredenzend, Zwerge mit Goldsäcken und allerhand andere Ergötzung folgten dem Zuge, und ganz hinten eine verhüllte Gestalt, die Miene machte, alle Herrlichkeit mit dem Besen wegzufegen wie Spinnengewebe. Dem Totenzuge voran aber gingen tanzende Musikanten, welche ihn an einen mit Rosen verhüllten Abgrund lockten. — An das Bild mußte Peter jetzt denken.

Der Dörcherkarren hatte dort unten um den Felsvorsprung gebogen hinaus gegen das Tal. In diesem Augenblicke wurden in der Schlucht die ersten Truppen sichtbar, Fußvolk und Reiterei und Gespann mit schwerem Geschütz. Soviel schon zu sehen, waren es Franzosen, denen sich eng auch ein Trupp von Bayern und Sachsen anschloß. Es war ein erschreckend großer Haufen. Manchmal wirbelten Trommeln, dazwischen grelle Trompetenstöße. Auch Pferdegewieher und Wagengerassel waren schon zu vernehmen. Über dem Zuge, auf fast unsichtbaren Stangen wehte manches Fähnlein.

Ziemlich rasch kam das herangezogen. Der Mahrwirt stand hoch auf seiner Felswand, so fest und starr wie eine Erzgestalt. Nur noch einmal hatte er sein Haupt nach beiden Seiten hin gewendet, ein letzter prüfender Blick nach der hängenden Riesenbrücke, nach den Männern, die auf ihren Posten standen. — Kein Flintenschuß hat an diesem Morgen noch geknallt in der Gegend. In voller Zuversicht marschiert der Feind heran und schon sind die Truppen auf der Straßenstrecke, die unter dem Bereich der hängenden Brücke liegt.

Peter Mayr zieht aus seiner inwendigen Joppentasche eine Holzpfeife, wie sie Hirten haben, setzt sie an den Mund und bläst das Lied: „Mein' Freud' ist auf der grünen Alm!"

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!

Ein bayrischer Offizier, der mit seinem Fähnlein aus den Donauländern nach Tirol gerufen war, und sich am Brenner den Franzosen angeschlossen hatte, um mit ihnen nach dem Süden zu marschieren, hat von diesem Morgen in den Eisackschluchten einen Bericht gegeben.

Es war ein fröhlich Wandern — so erzählt er —, an-

fangs vom Quartier ab fast mehr handwerksburschenartig als soldatisch. Später ließ der General etwas wie: Habt acht! kommandieren. Das verstand ich nicht. Ich fand die Tiroler gar nicht so schlimm, als sie geschildert worden waren; von Kufstein bis hierher an den Eisack hatte ich kaum einen Flintenschuß gehört. Sonst sollen sie aus dem Hinterhalt auf arglose Soldaten gefeuert haben, was ja die Grausamkeiten meiner Landsleute, wenn auch nicht entschuldigend, so doch erklären ließ. Dieses Bergvolk glaubt freilich Kaiser und Papst im Rücken zu haben. Der Friedensschluß hat es eines Besseren belehrt, nun ist es ruhig und ergibt sich und wir erkennen, daß wir nicht als Feind ins Land gekommen, sondern als Freund. Wer möchte auch als Feind einrücken in dieses einzig schöne Land! — Meinen Burschen hatte ich mit dem Pferde vorangehen lassen, ich war von dem Trupp etwas zurückgeblieben, um mich der Betrachtung dieser unbeschreiblich großartigen Gegend hinzugeben. Ich hatte so etwas bisher noch nie gesehen. Diese ungeheueren Bergmassen, dieses kristallklare tobende Wasser und diese breite, glatte, mit voller Sicherheit durch diese Wildnis hinziehende Straße!

In einen stilleren Grund gekommen, wo die Schlucht sich weitete, der Fluß flacher auf braunem Sande hinwallte, hörte ich hoch über mir in dem Gewände eine Flöte spielen; eine überaus liebliche Melodie war es, daß ich hätte die Mütze lüpfen mögen, um den Älpler, der so spielte, den ich aber nicht sah, zu grüßen. Dann stand ich still, ließ an mir noch Fußvolk und Reiter vorübertraben, bis ich der letzte war und in aller Ruhe die idyllische Stimmung so recht genießen konnte. — Und so dastehend hörte ich oben am Berge einen Menschen ganz deutlich rufen: „Noch nicht abhacken?" Und eine andere Stimme weiterhin gab Antwort: „Nein." Da ward mir auf einmal etwas unheimlich und ich hub an zu marschieren, dem Truppe nach, der dicht aneinandergedrängt in der sich wieder verengenden Schlucht dahinzog. Plötzlich hoch oben drei Schüsse und ein gellender Schrei: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!" — —

— Und jetzt geschah etwas, das mich bis ins Mark hinein schaudern macht, so oft ich dran denke.

Der ganze steile Berghang vor mir wurde lebendig, von unten nach oben löste sich eine ungeheuere Lawine und fuhr unter Donnern und Krachen herab. Steine, Schutt, Baumstämme, Erdreich, eine Wüste, in allen ihren Teilen wirbelnde, Splitter, Trümmer emporschnellende, grausig lebendige Masse kam herab. Und dazwischen und darüber und darunter hausgroße Felsblöcke, zuerst mit der Lawine träg rutschend, dann sich überschlagend und in hohen Bogensprüngen zur Tiefe sausend. Alles das sehe ich heute noch, dann verging mir das Auge; ein unbeschreibliches Prasseln, Knattern und Krachen überall, als stürzten die Berge ein —, dann nichts mehr.

Als ich — so berichtet der bayrische Offizier — wieder zu mir kam, war es totenstill, nicht einmal das Wasser rauschte; es stand da wie ein langer, schwarzer Tümpel. Vor mir, wo die Lawine niedergefahren war, stieg eine Wolke von Staub auf. Als diese allmählich sich löste, sah ich mehrere Krieger sprachlos vor Schreck zurückweichen. Die anderen aber, die tausend anderen! — Der ganze große Trupp war verschwunden, verschüttet, unter Trümmern begraben. Denn es war keine Straße mehr und kein Fluß mehr; ein ungeheuerer Schutthügel lag da in starrer Ruhe, als wäre er seit Weltschöpfung so gelegen. Aus demselben standen Felsblöcke hervor, und die weißen Spalten gebrochener Bäume. Am Rande dieser Muhre zwischen dem Gewirr von Trümmern — zuckende Menschenglieder, stöhnende Soldaten, röchelnde Pferde, deren Beine teilweise noch zappelnd sich krumm gen Himmel reckten. Einige wenige Kameraden konnten wir — die wenigen Verschonten — herausgraben, hervorzerren, aber sie starben uns unter den Händen. Höher stieg das sich stauende Wasser und in demselben war ein Gewuste von Steinen, Baumstämmen, Ästen, verknorrten Wurzeln, und zwischen darin verklemmt und verspießt Soldatenmäntel, Stiefel, Tornister, Pferdezeug, Pferdeköpfe, losgetrennte Arme, Beine und ganze Körper, teilweise in dem Geknorre hängend, teilweise im mit Blutsträhnen durchzogenen Tümpel sachte auf und nieder gleitend. — Unser waren alte Krieger, welche in heißen Schlachten gestanden und die Zerstörung mancher Feste miterlebt — aber so etwas Gräßliches, so unerhört Gräßliches als hier hatte keiner noch geschaut . . .

Ein paar scharfe Augen wollten hoch oben an den Wänden Männer dahinhuschen gesehen haben; ich sah keinen, gedachte aber der geheimnisvollen Zeichen und Rufe, die ich unmittelbar vor dem Ereignisse vernommen hatte. Im ganzen war es leicht einzusehen, daß wir Übriggebliebenen hier nichts mehr zu tun hatten. Nicht einmal die Toten konnten begraben werden. Noch sahen wir, wie der eingedämmte Eisack sich befreite, wie er die Muhre durchbrach, so daß unter seinem Branden und Wirbeln alles noch einmal lebendig wurde, nur die Toten nicht, wie alles sich stämmend, aufbäumend, überstürzend voranbewegte — ein fahrender Friedhof, wie die Welt noch keinen gesehen.

Wir beschlossen, so rasch als möglich zur Hauptstadt zurückzueilen. Sterzing, Goßensaß, wir rasteten nicht in diesen Ortschaften, wir sahen an ihnen, wie an allen Menschenwohnungen unterwegs, nichts als Mörderhöhlen. Wo wir uns in Übermacht fühlten, nahmen wir, was wir brauchten. Gerade zu rauben hatte ich keine Lust, aber durstig war ich geworden unten an dem Eisack, durstig nach Tiroler Blut.

Hinter der Höhe des Brenners stießen wir auf französische und bayrische Truppen und drei Generäle. Wir erzählten, was in der Eisackschlucht geschehen war und daß unter den Toten viele Offiziere seien, darunter auch der Marschall Lefebvre, hierzulande geheißen der Löw Befer.

(„Peter Mayr, der Wirt an der Mahr", Verlag von L. Staackmann, Leipzig.)

2. Das Sudetendeutschtum

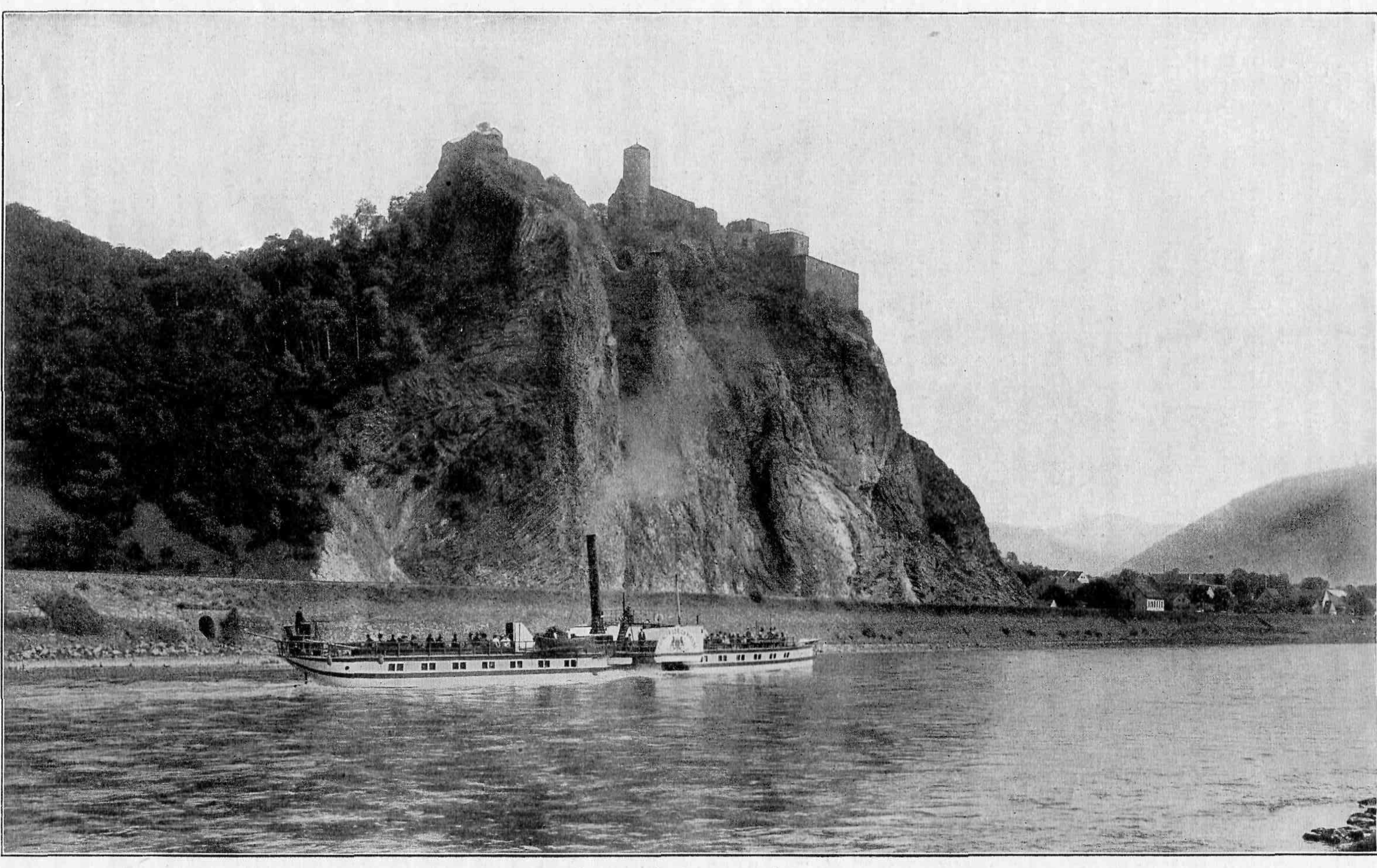
„Sudetendeutsche" nennen sich jetzt alle diejenigen Deutschen, die innerhalb der Grenzen der tschechoslowakischen Republik wohnen, auch wenn sie geographisch nicht Anlieger des Sudetengebirges sind. Nur die entlegenen Siedlungen im früheren Oberungarn, im slowakischen und ukrainischen Sprachgebiet, werden nicht mit unter dieser Bezeichnung verstanden.

Zwischen Deutschen und Tschechen ist Streit, ob das Deutschtum in Böhmen und Mähren ein natürliches Recht auf den Boden geltend machen kann, den es bewohnt, oder ob die Deutschen „Eindringlinge" sind. Beide Länder, Böhmen und Mähren, waren vor alters ohne Zweifel von Germanen bewohnt, wenn auch der Name „Böhmen" von einem keltischen Volk stammt, den Bojern. Um die Zeit von Christi Geburt wohnten in Böhmen die Markomannen, deren König Marbod von Hermann dem Cherusker den Kopf des Varus geschickt erhielt, um ihn damit zum Kampf gegen die Römer aufzurufen. In Mähren wohnten die Quaden. Quaden und Markomannen haben im zweiten Jahrhundert nach Christus den Römern durch einen langen und schweren Krieg zu schaffen gemacht.

Auffallenderweise verschwinden später die Germanen aus dem Innern von Böhmen und ebenso aus Mähren, die statt dessen von Slaven, den späteren Tschechen, besetzt wurden. Der Abzug fand nicht nach Osten oder Süden statt, sondern über das Gebirge im Westen, den heutigen Böhmerwald, und derselbe germanische Stamm, der vordem Böhmen, das alte „Bojoheim" besaß, erscheint später diesseits des Böhmerwaldes als Bojoaren, das heißt Bayern. Böhmen und Bayern sind ursprünglich also dasselbe.

Was aber hat diesen starken Stamm veranlaßt, aus dem reichen und fruchtbaren böhmischen Kessel zu weichen und weniger günstige Wohnsitze aufzusuchen? Ein fränkischer Chronist aus dem Ende der Merowinger Zeit, der Scholastikus Fredegar, gibt uns darüber eine merkwürdige Auskunft, und eine Notiz in dem Reisebericht eines arabischen Juden, Ibrahim ibn Jakub, 300 Jahre später, bestätigt sie ebenso merkwürdig. Fredegar erzählt (zum Jahre 623), die Slaven in Böhmen seien die Arbeitsknechte der Avaren gewesen. Sie hätten für die Avaren sowohl arbeiten als auch Kriegsdienste tun müssen. Im Sommer waren die Avaren auf Beutezügen unterwegs, zu überwintern aber pflegten sie bei den Slaven, nahmen sich deren Weiber und Töchter, und zu den übrigen Mißhandlungen mußten ihnen die Slaven auch noch Abgaben zahlen! Die Avaren waren ein Reitervolk mongolischer Herkunft, Verwandte der Hunnen und der Magyaren. In der Zeit zwischen dem Verschwinden der Hunnen und dem Auftauchen der Magyaren saßen sie in der ungarischen Tiefebene und machten von dort ihre Raubzüge. Erst Karl der Große trieb sie zu Paaren. Diese berittenen Krieger waren im offenen Gelände einem tapferen Germanenvolk überlegen — hören wir doch sogar von den Goten, daß sie Attila Gefolgschaft leisten mußten. Das Innere von Böhmen aber und auch der größte Teil von Mähren sind von Gebirgen umgeben und empfangen daher weniger Regen als die außerhalb gelegenen Nachbargebiete. Der Regen genügt für den Ackerbau, aber er ist nicht stark genug, um hohen und dichten Waldwuchs aufkommen zu lassen, wie in den Gebirgen. In das offene Land konnten die Avaren frei von Osten, von Ungarn aus, hineinbrechen, und vor ihnen wich die germanische Bevölkerung über das Gebirge.

Jener Ibrahim ibn Jakub, der zur Zeit Ottos des Großen eine Reise durch die Slavenländer machte, erzählt, er habe sich darüber gewundert, daß die Einwohner von Böhmen nicht wie die übrigen Slaven blond und von heller Hautfarbe waren, sondern dunkel und schwarzhaarig. Das sind die Tschechen zum großen Teil auch noch heute, und wir haben die Erklärung hierfür darin zu suchen, daß sie in Böhmen, dem tschechischen Kernlande, ursprünglich nur als Dienstleute der Avaren gesessen und von diesen einen starken Zuschuß an Blut erhalten haben. Die Germanen aber sind keineswegs ganz aus Böhmen gewichen, sondern in den gebirgigen und waldigen Gebieten von Westböhmen, wo noch heute die bayerische Mundart gesprochen wird, sitzt vermutlich eine Bevölkerung, die sich unmittelbar aus der germanischen Zeit Böhmens herschreibt. Auch im



Schreckenstein an der Elbe

Innern des Landes hat schwerlich ein vollkommenes Verschwinden der Germanen stattgefunden. Die deutschen Sprachinseln in ursprünglich waldbedeckter Höhenlage, wie die von Iglau im böhmisch-mährischen Grenzgebiet und ein Teil von Nordmähren, können gleichfalls als erhalten gebliebene Reste des vorslavischen germanischen Volksbodens angesehen werden. Dagegen herrscht in den deutschen Teilen Nordböhmens nicht die bayerische, sondern die sächsische und im Osten, auf der Innenseite der Sudeten, eine der schlesischen verwandte Mundart. Daraus folgt, daß hier eine Besiedlung von Sachsen und Schlesien aus stattgefunden hat, aber nicht in der Form von „Eindringen" in tschechisches Gebiet, sondern so, daß die deutschen Ansiedler den menschenarmen oder unbewohnten Waldboden gerodet und zu Kulturland gemacht oder neue Industrien, wie die Glasbläserei eingeführt und durch sie den Holzreichtum des Urwaldes nutzbar gemacht haben.

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß die böhmischen Könige aus der Dynastie der Przemysliden — der berühmteste war Ottokar, der Gegner Rudolfs von Habsburg, von der weiblichen Seite her ein Enkel Barbarossas — im 13. Jahrhundert zahlreiche Deutsche herbeigerufen hätten, um Städte zu bauen und das Land zu besiedeln. Diese, so sagen die Tschechen, hätten sich dann eine Machtstellung usurpiert und angefangen, die Tschechen zu verdrängen und zu bedrücken. In Wahrheit sind Deutsche von jeher in Böhmen und Mähren landsässig gewesen. Die Kultur allerdings, namentlich das Städtewesen, samt Handel, Gewerbe und Kunst, haben sie auf böhmischem Boden vorzugsweise geschaffen, und dazu hat auch, wie im ganzen Osten, in der zweiten Hälfte des Mittelalters sicher ein deutscher Zuzug stattgefunden. Auch diese Deutschen aber waren keine Eindringlinge, sondern erwarben durch ihre Arbeit ein Heimatrecht auf den Boden, den ihre Nachkommen seitdem gleich den Tschechen, die ebensowenig Urbewohner Böhmens und Mährens sind, nicht verlassen haben. Die prachtvollen mittelalterlichen Bauten, die heute noch in Prag und anderen böhmischen Städten aufragen, sind alle von deutschen Meistern geschaffen worden. Die Bergwerke, die den böhmischen König, den ersten unter den vier weltlichen Kurfürsten des Deutschen Reichs, im 14. Jahrhundert zum reichsten Fürsten Europas machten, wurden auch von Deutschen aufgeschlossen, und die Prager Universität, die Kaiser Karl IV. gründete, „Böhmens Vater und des heiligen römischen Reichs Erztiefvater", zählte unter ihren vier akademischen „Nationen" ursprünglich drei deutsche, und nur eine war slavisch. Ein nicht großes, aber wichtiges Stück vom heutigen Böhmen, das Egerland, kam sogar erst gegen Ende des Mittelalters durch Pfandschaft von Bayern an die böhmische Krone.

Es ist also unsinnig und ungerecht, das heutige Sudetendeutschtum zu beschuldigen, als habe es „Raub" am tschechischen Volksboden begangen. Ein feindseliger Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen erhob sich gegen Ende des Mittelalters in den Hussitenkriegen. Diese waren ebenso sehr nationaler wie religiöser Natur. Durch sie wurde Böhmen äußerlich überall tschechisiert; auch im deutschen Gebiet herrschte die tschechische Amtssprache. Tiefgreifende Veränderungen im Bevölkerungsstand scheinen aber nicht einmal in den Städten stattgefunden zu haben. Von 1458 bis 1471 regierte in Böhmen ein einheimischer König, Georg Podiebrad, und danach war Böhmen eine Zeitlang unter denselben Herrschern mit Ungarn und Polen vereinigt. Von 1526 datiert die Vereinigung mit Österreich unter den Habsburgern. Der Streit zwischen Böhmen und dem Kaiser über die Sonderstellung des Landes, seine kirchlichen und ständischen Privilegien, war bekanntlich der Anlaß zum Beginn des 30jährigen Krieges. Die kaiserlichen Räte erlitten den berühmten Fenstersturz auf der Burg in Prag, und Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Schwiegersohn Jakobs I. von England, wurde von den böhmischen Ständen zum König gewählt. Friedrich, der „Winterkönig", verlor aber seine Krone in der Schlacht am Weißen Berge vor Prag, 1619, und damit änderte sich die Lage völlig. Der Grundbesitz des rebellischen tschechischen Adels wurde konfisziert und an kaisertreue Personen verliehen. Die meisten Geschlechter des böhmischen Feudaladels, die im 18. und 19. Jahrhundert die herrschende Rolle in Böhmen und Österreich spielten, stammten aus jener Zeit. Auch Wallenstein, der die nordböhmische Herrschaft Friedland erhielt, war aus dieser Zahl.



Dorf Passowitz in der Iglauer Sprachinsel

Partie aus Krummau im Böhmer Wald

Im 18. Jahrhundert war das Tschechische eine Sprache, die nur noch von Bauern und Kleinbürgern gesprochen wurde. Eine tschechische Bildung und Literatur gab es nicht. Die Verwaltung war deutsch, der Adel in der Politik habsburgisch und im übrigen vielfach international eingestellt. Aus diesem Zustand erhob sich, stark beeinflußt von der deutschen Romantik, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die tschechische Renaissance. Ihre ersten Vertreter, wie Franz Palacky in seiner berühmten „Geschichte von Böhmen", schrieben noch deutsch. Der nationale Eifer bei den Tschechen ging aber bald so weit, daß, um das Alter der tschechischen Kultur zu beweisen, selbst Fälschungen vorgenommen wurden. Die merkwürdigste von ihnen war die sogenannte Königinhofer Handschrift, 1817 von Wenzel Hanka mit so großem Geschick gefälscht, daß selbst Goethe und Grimm sie freudig als ein überraschendes Dokument altslavischer Epik und Lyrik, aus dem 11. Jahrhundert, begrüßten. Die Fälschung, der noch verschiedene andere folgten, ist erwiesen und wird auch von den Tschechen zugegeben. 1848 weigerten sich die tschechischen Bezirke in Böhmen und Mähren, Abgeordnete zum Frankfurter Parlament zu schicken, da sie die deutsche Nationalversammlung nichts anginge. Im selben Jahr fand in Prag ein allslavischer Kongreß statt, auf dem der Kampf gegen die Unterdrückung des Slaventums durch das Deutschtum proklamiert wurde. Auch Russen waren zugegen. Man mußte aber das Deutsche zur Verhandlungssprache machen, damit sich die slavischen Delegierten untereinander verständigen konnten.

Das nationale Selbstbewußtsein, die geistige und die materielle Kultur des heutigen Tschechentums, sind im Laufe von nicht mehr als drei Generationen als das Ergebnis planmäßiger Arbeit, nationaler Begeisterung und nationalen Führertums entstanden. Die Aufgabe wäre unmöglich gewesen, wenn nicht die Tschechen nach jeder Richtung durch die deutsche Kultur geschult gewesen wären. Ihre Wissenschaft ist nicht viel anderes, als ein fremdsprachlicher Ableger der deutschen Forschung. Selbst die russischen Freunde des Tschechentums brauchen das Scherzwort, im Grunde seien die Tschechen „nur Deutsche, die slavisch sprächen!" Ihre Industrie, soweit sie nicht in sudetendeutschen Händen ist, ihre Staats- und Volkswirtschaft, ihre Technik, sind alle nicht denkbar ohne die deutsche, das heißt in erster Linie die österreichische Schule.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nahm der tschechische Nationalismus eine gegen den Bestand Österreich-Ungarns gerichtete Wendung. Er verbündete sich mit dem russischen Panslavismus und beim Ausbruch des Weltkrieges direkt mit der Politik der Entente. Tschechische Soldaten gingen in Masse zum Feinde über. Das Ziel war die Zertrümmerung Österreichs und die Errichtung eines tschechischen Staats, der nicht nur die stammverwandten Slowaken mit umfassen und das gesamte Sudetendeutschtum in seine Grenzen zwingen, sondern von Anfang an weit über seine geographischen und nationalen Grenzen hinausgreifen sollte. Daß ein eigener „tschechoslowakischer" Staat entstehen sollte, war bei den Alliierten, nachdem die Niederlage der Mittelmächte entschieden war, beschlossene Sache. Wie groß aber sollte dieser Staat auf Kosten Österreichs, Ungarns und Deutschlands gemacht werden? Hierauf gibt eine Broschüre Auskunft, die Ende 1918 in Prag-Weinberge in der tschechischen Volksbuchhandlung von J. Springer in tschechischer Sprache erschien. Ihr Titel lautete: „Unser Staat und der Weltfrieden", und ihr Verfasser war ein früherer Offizier, Hanusch Kuffner. In einer Vorbemerkung ist gesagt, daß es sich im Wesentlichen um den Inhalt einer Denkschrift handelt, die „den berufenen Faktoren", das heißt dem Präsidenten Wilson und den leitenden alliierten Ministern, im Spätsommer 1917 überreicht worden war. Nachträglich versuchte man von tschechischer Seite, die Kuffnersche Denkschrift als „bedeutungslose und übertreibende Privatarbeit" abzuschütteln. In Wirklichkeit hat sie, samt dem beigegebenen Kartenmaterial, eine sehr ernsthafte Rolle gespielt, und Dr. Kramarsch, einer der tschechischen Delegierten bei den Verhandlungen in Versailles, hat auch bei einer Parlamentsrede in Prag am 27. Januar 1921 erklärt, daß Frankreich geneigt gewesen wäre, den Tschechen noch weiter entgegenzukommen, als schließlich geschah, daß es aber allein die tschechischen Forderungen nicht habe durchdrücken können.

Nach den Ausführungen und nach den Karten von Kuffner sollten Schlesien bis zur Oder, die Hälfte von Sachsen, die Lausitz und der südliche Teil der Mark bis dicht vor Berlin, Bayern



Hof des Landesmuseums in Brünn, Mähren

bis an die Nab und die Donau, dazu der größere Teil von Ober- und Nieder-Österreich und fast die Hälfte von Ungarn an den tschechoslowakischen Staat fallen. Der Rest von Österreich längs der Donau sollte mit der slavischen Bevölkerung von Wien und mit zurückgerufenen slavischen Auswanderern aus Amerika besiedelt werden! Von diesem Ziel hat sich so viel verwirklicht, daß außer den Slowaken etwa eine Million Magyaren und eine halbe Million Ukrainer dem neuen tschechischen Staat einverleibt wurden. Von Deutschland wurde nur das kleine Huldschiner Ländchen abgeschnitten, dessen Bevölkerung von einigen tausend Seelen zwar überwiegend mährisch spricht, aber heftig gegen den Übergang zur Tschechoslowakei protestiert hat. Die Tschechoslowakei umfaßt nun auf ihrem langgezogenen Gebiet (dem „Blinddarm" von Europa) rund $13^1/_2$ Millionen Einwohner. Davon sind nur 6 Millionen Tschechen und $2^1/_2$ Millionen Slowaken. $3^1/_2$ Millionen sind Deutsche; dazu kommen die eben genannten Magyaren und Ukrainer. Den Slowaken war durch den sogenannten „Pittsburger Vertrag" Autonomie zugesagt. Dies Versprechen wurde ihnen nicht gehalten, vielmehr beklagt sich die Slowakei, daß sie gleich einer Kolonie durch ein tschechisches, zum Teil minderwertiges Beamtentum verwaltet werde, und es ist darüber eine heftige slowakische Opposition entstanden. Dasselbe gilt für das ukrainische Gebiet.

Das oberste Ziel der tschechischen Politik ist nach oft wiederholten, teils cynisch offenherzigen, teils vorsichtig eingewickelten Geständnissen aus tschechischem Munde selbst die Unterdrückung und schließliche Beseitigung des Deutschtums im tschechoslowakischen Staat. Nach außen geben sich die offiziellen Stellen, wo es nötig ist, den Anschein, als ob sie von den Deutschen nur „Loyalität" verlangen, und daß die Kampfmaßnahmen, so weit solche überhaupt zugegeben werden, sich nur gegen die „Staatsfeindlichkeit" der Deutschen richteten. Solche Worte sind aber nur auf die Täuschung des Auslandes berechnet. In Wahrheit wird den Deutschen ihr nationales und kulturelles Existenzrecht in Böhmen, Mähren und dem früheren österreichischen Schlesien abgesprochen, und zu diesem Zweck ist auch die ganze Theorie von ihnen als von den „Eindringlingen" auf altslavischem Volksboden erfunden.

Das größte geschlossene Stück sudetendeutschen Bodens liegt im Westen und Norden, angrenzend an den Böhmerwald, das sächsische Erz- und das Isergebirge. In diesem Strich gibt es aber starke innere Verschiedenheiten. Westböhmen ist altes deutsches Bauernland, bergig und waldig, mit vielen kleinen Städtchen. Es liegen aber auch die berühmten böhmischen Bäder darin, wie Karlsbad, Franzensbad und Marienbad, wo ein internationales Publikum verkehrt. Die Städte sind kerndeutsch, aber in ihrem Besitz und in der Verwaltung der Quellen bedroht. Karlsbad muß jetzt sogar tschechisch Karlovy Vary heißen. Ganz in der Ostecke liegt Eger, berühmt durch sein schönes mittelalterliches Stadtbild, durch die Ruine des von Barbarossa erbauten Hohenstaufenschlosses und die Ermordung Wallensteins. Bei Joachimsthal, nördlich von Karlsbad, wird das berühmte Radium gewonnen. Weiter östlich liegt die Hopfenstadt Saaz, und gegen das Erzgebirge und die Elbe hin das große nordböhmische Braunkohlenrevier, wo im Gebiet der Industriestädte Komotau, Brüx, Dux und Teplitz eine starke Durchsetzung des deutschen Gebiets mit eingeströmten tschechischen Berg- und Industriearbeitern stattgefunden hat. Der reichste Teil von Deutschböhmen ist das Elbegebiet mit den deutschen Städten Aussig und Leitmeritz. Östlich schließt sich der berühmte Industriebezirk von Reichenberg und Gablonz daran, dessen Textil- und Glasfabriken in früherer Zeit nicht nur ganz Österreich versorgten, sondern auch stark auf den Weltmarkt exportierten. Die Gablonzer Glasware, zu billigem Schmuck verarbeitet, ist bis nach Indien, Südamerika und Zentralafrika beliebt. In dieser nördlichsten Ecke von Böhmen liegt auch das Wallensteinsche Schloß Friedland.

Von hier an ist das deutsche Randgebiet von Böhmen und Mähren nicht mehr geschlossen, sondern zerstückelt, da die Tschechen an mehreren Stellen bis auf die Höhe des Sudetenkammes hinaufgreifen. Eine breitere Masse deutschen Bodens liegt erst wieder in Nordmähren und im früheren Österreichisch-Schlesien, zwischen Mährisch-Schönberg, Jägerndorf und Troppau. Unmittelbar südlich, durch einen schmalen Streifen tschechischen Bodens getrennt, liegt die große Zwittauer Sprachinsel; weiter entfernt davon und vereinzelt die Sprachinseln von Olmütz, Brünn

Winterwald im Altvatergebirge

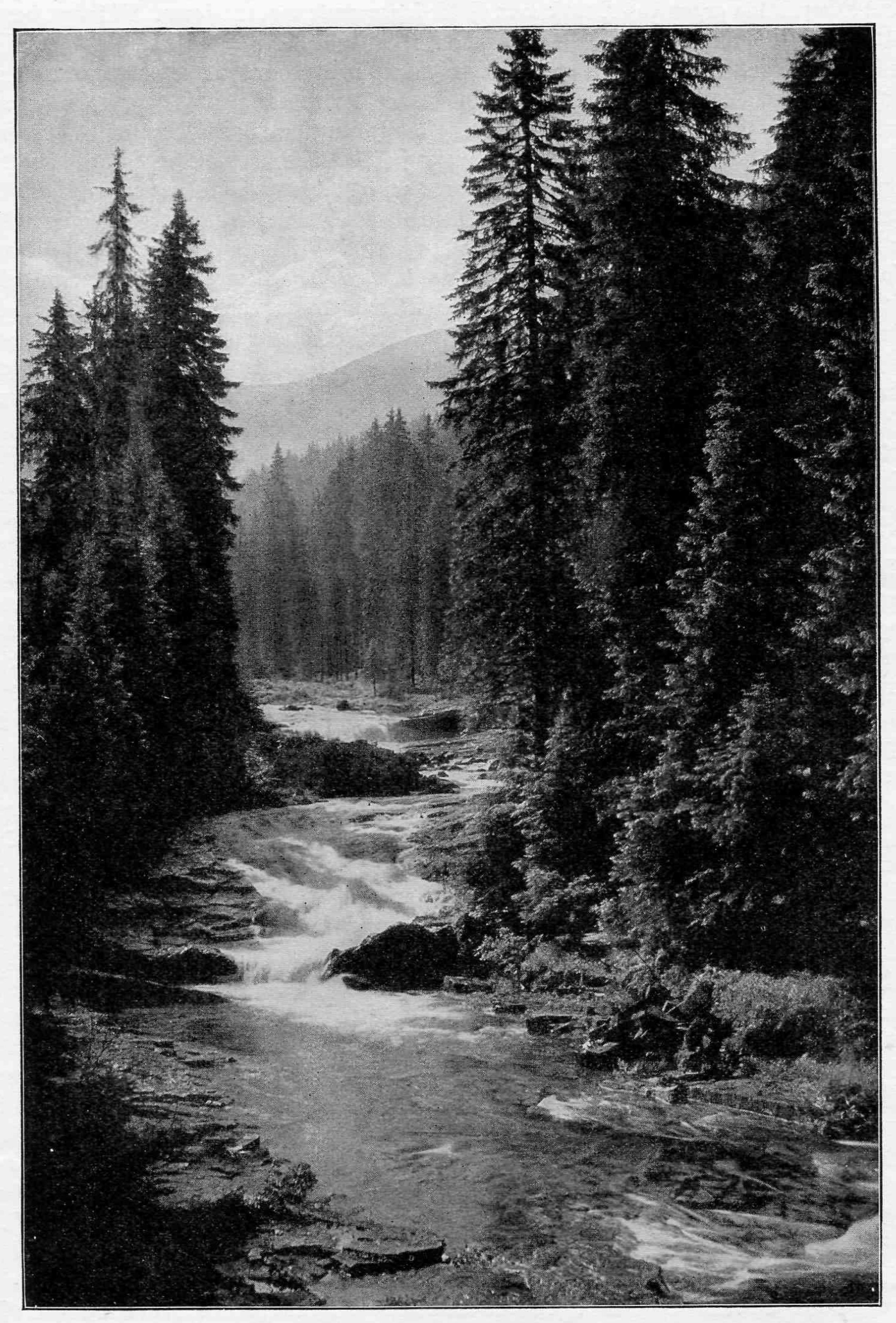
Oberes Moldautal, Böhmen

und die interessanteste von allen, die von Iglau, mit einem sicher uralten deutschen Volkstum. Getrennt von dem übrigen Sudetendeutschtum sind auch die Deutschen in Südböhmen und Südmähren. Bei Taus, im mittleren Böhmerwald, reicht das Tschechische bis dicht an den Kamm des Gebirges. Von da an tritt es wieder etwas zurück und läßt einen Strich deutschen Bodens längs dem Gebirge frei, der sich, nur einmal unterbrochen, durch Südböhmen und Südmähren fast bis an die Mündung der March ausdehnt. Im Böhmerwaldgebiet liegen die herrlichen alten Städtchen Prachatitz und Krummau, wahre Kleinode mittelalterlicher deutscher Baukunst, und im südlichen Mähren Nikolsburg, wo der Friede von 1866 zwischen Preußen und Österreich geschlossen wurde, und das berühmte Znaim, die alte mährische Markgrafenstadt.

Dieses ganze Deutschtum hat seit dem Mittelalter, unter den Luxemburgern und Habsburgern, ja teilweise schon unter den Przemysliden, eine gemeinsame Geschichte erlebt, fühlt sich innerlich zusammengehörig und steht gemeinsam im Kampf gegen die Gewaltpolitik der Tschechen. Weit davon getrennt, in der Slowakei, d. h. im früheren Ungarn, haben im Mittelalter Ansiedlungen von Deutschen durch die ungarischen Könige stattgefunden. So wurden die Bergstädte Schemnitz und Kremnitz, in deren Nähe noch kleine deutsche Siedlungsgebiete liegen, von deutschen Bergleuten gegründet, die Gold- und Silbergruben für den königlichen Schatz eröffneten. Das größte und interessanteste Stück deutschen Bodens in der Slowakei ist aber die Zips, mit dem Hauptort Kesmark. Bis stark ins 19. Jahrhundert war die Zips kräftig deutsch, aber bei der Kleinheit des Gebiets mußte sich die Intelligenz dieses Stücks Deutschtum ihr Wirkungsfeld in Ungarn suchen, und viele Zipser haben sich während der letzten Generationen im ungarischen Leben hervorgetan. So kam es, daß zuletzt die Magyarisierung des Ländchens schnelle Fortschritte machte, und man rechnete kaum noch mit der Zips, wenn vom Auslandsdeutschtum die Rede war. Seit der Abtrennung von Ungarn und der Einbeziehung in die Tschechoslowakei ist aber auch hier eine Art Wunder geschehen. Das schon halb verlorene Deutschtum hat sich wieder auf sich selbst besonnen, schafft sich wieder eine deutsche Schule, sucht Verbindung mit den sudetendeutschen Brüdern und wird vermutlich für das gesamtdeutsche Wesen gerettet sein.

Nach dem Niederbruch Österreichs gründeten die Tschechen ihren Staat durch Beschluß einer willkürlich einberufenen und zusammengesetzten Nationalversammlung, die nur aus tschechischen Delegierten bestand. Mit den Deutschen, denen von vornherein der Kampf angesagt war, und die eine vorläufige eigene Landesregierung in den deutschen Teilen Böhmens und Mährens gebildet hatten, wurde überhaupt nicht verhandelt. Die Tschechoslowakei sollte von vornherein ein tschechischer Nationalstaat sein, in dem es nur e i n vollberechtigtes herrschendes Volk gab, die Tschechen. Es gibt im Prager Parlament fünf tschechische Parteien: Nationalsozialisten, Demokraten, Sozialdemokraten, Klerikale und Agrarier. Ihre fünf Obmänner bilden die Pjetka, den Fünferausschuß, und dieser ist die eigentliche tschechoslowakische Regierung, die hinter den Ministern und dem Präsidenten steht und in allen innerpolitischen Dingen die Entscheidung gibt. Dieses politische System wird trotz der Gegensätzlichkeit der Parteien zusammengehalten durch den einheitlichen Kampf gegen das Deutschtum. Der oberste Grundsatz ist, daß im tschechischen Staat alle öffentlichen Stellen, alle öffentlichen und von der Regierung her zu beeinflussenden Vorteile, allein den Tschechen vorbehalten bleiben sollen. Vom Staatspräsidenten bis zum Eisenbahnweichensteller sollen die Beamten Tschechen sein, nicht nur im tschechischen, sondern auch im deutschen Sprachgebiet. In alle deutschen Städte werden Kolonien von tschechischen Beamten und Massen von tschechischem Militär gelegt. Das Militär stimmt bei Staats- und Kommunalwahlen mit und schafft tschechische Mehrheiten, wo die wirkliche tschechische Bevölkerung nur eine schwache Minderheit bildet.

Alte deutsche Städte wie Brünn und Olmütz, Zentralpunkte der deutschen Kultur, werden zwangsweise in meilenweitem Umkreis mit tschechischen Dörfern zu einer Gesamtgemeinde zusammengelegt, damit eine künstliche tschechische Mehrheit entsteht, in der Stadtverwaltung wie im äußeren Stadtbilde, den Straßennamen, Firmenschildern usw. darauflos tschechisiert, den Deutschen ihre Schulen und wissenschaftlichen Institute fortgenommen werden, die Zahl der



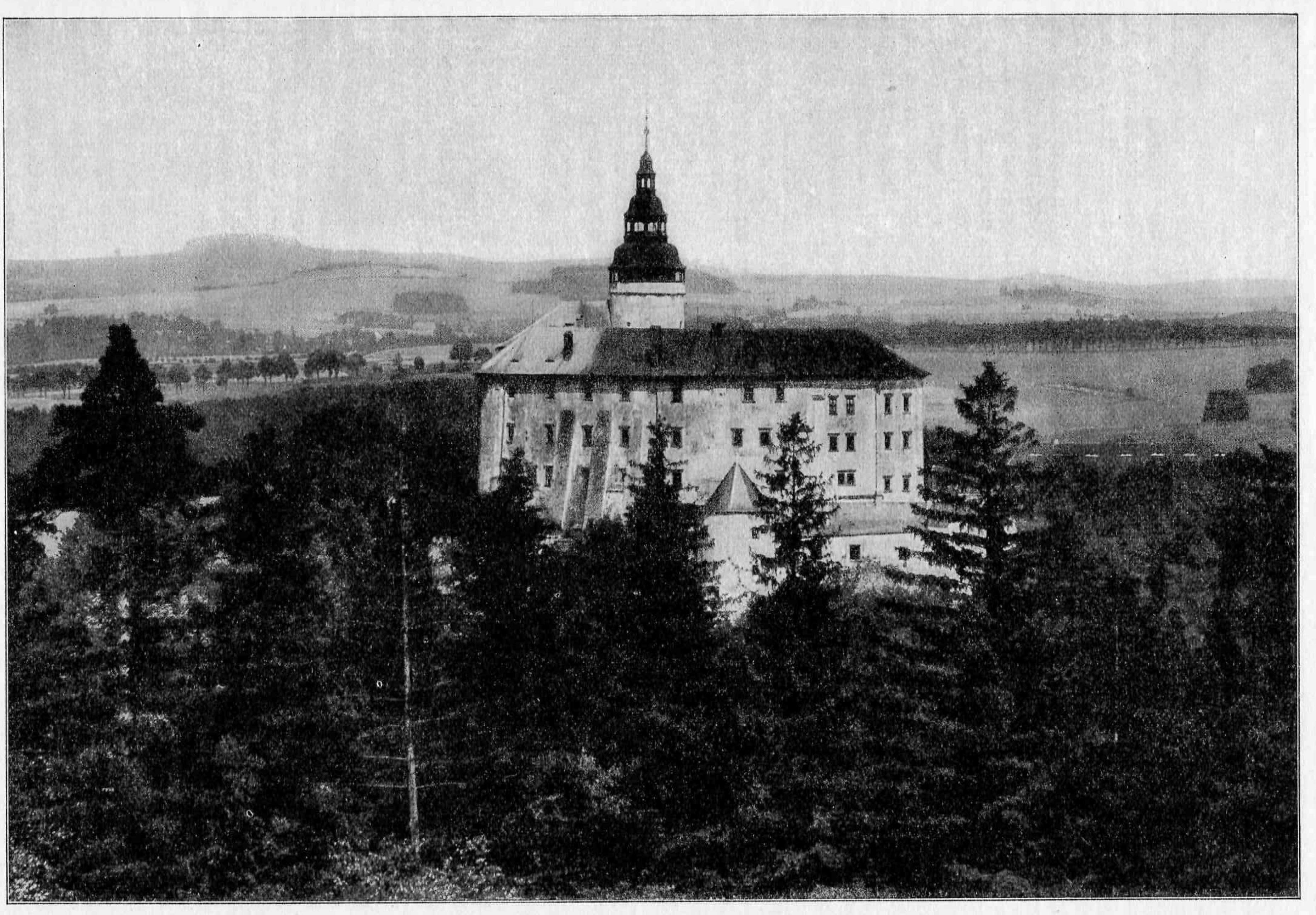
Weißwassergrund (Böhmen)

deutschen Unterrichtsklassen zwangsweise vermindert und jede andere Entrechtung ausgeübt werden kann.

Ein Hauptschlag gegen das Deutschtum ist die sogenannte Bodenreform. Böhmen war unter den alten österreichischen Kronländern ausgezeichnet durch die Latifundien, die sich im Besitz des hohen Adels befanden. Ein sehr großer Teil davon bestand aus Wald, aber es waren auch immense Flächen Ackerland darunter. Grundsätzlich wäre daher eine gleichmäßigere Verteilung des Bodenbesitzes nur zu begrüßen. Die Enteignung durch den tschechischen Staat wird aber so vorgenommen, daß erstens tschechischer Besitz zu ungunsten des deutschen öfters geschont wird, zweitens die Zerschlagung der Großgüter dazu benutzt wird, tschechische Güter von mittlerer Größe zu schaffen, unter Ausschluß deutscher Käufer, drittens bei der Aufteilung der enteigneten Besitztümer tschechische Bauern so viel wie möglich in deutschen Bezirken anzusiedeln, deutsche Anwärter aber so gut wie vollständig auch von der Zuteilung kleinerer Parzellen auszuschließen. Wo sich ein Deutscher um ein Stück Land bei der mit absoluter Machtvollkommenheit wirtschaftenden Behörde für Bodenreform bewirbt, wird er entweder abgewiesen, oder ihm wird die Bedingung gestellt, einem tschechisch-nationalen Verein beizutreten, seine Kinder in eine tschechische Schule zu schicken oder dergleichen. Mit Hilfe der Bodenreform hoffen die Tschechen einen Hauptschlag gegen das Deutschtum zu tun. Sie befolgen auch hierbei das Prinzip, daß sie allein das „herrschende" Staatsvolk sind, daß die Deutschen kein gleiches Daseinsrecht auf dem Boden des tschechoslowakischen Staats besitzen, und daß der Zustand nationaler Unterdrücktheit die Normalexistenz für sie bedeute.

Dasselbe Bild sehen wir auf dem Gebiet der Schule. Zwar gibt es noch in der tschechoslowakischen Republik ein kräftiges deutsches Schulwesen, einschließlich einer deutschen Universität und zweier technischen Hochschulen, in Prag und Brünn, aber die deutsch-feindliche Schulpolitik der Regierung und der an künstliche tschechische Mehrheiten ausgelieferten Gemeinden nagt ohne Unterbrechung und mit intensiver Kraftanstrengung an diesem Bestande. Überall dort, wo nicht ein vollkommen geschlossener deutscher Besitzstand und gesicherte deutsche Mehrheiten vorhanden sind, werden entweder deutsche Schulklassen aufgelöst und die deutschen Kinder aus einem großen Bezirk in möglichst schlecht ausgestattete und möglichst ungünstig gelegene Schulräume zusammengedrängt, oder es werden die deutschen Schulen überhaupt, unter dem Vorwande, daß kein Bedürfnis vorliegt, geschlossen. Um eine tschechische Mehrheit in einer Stadtgemeinde herbeizuführen, genügt es ja, z. B. ein Bataillon oder ein Regiment tschechischer Soldaten an den betreffenden Ort zu verlegen.

Ein solcher Zustand, daß mehr als ein Viertel von der Gesamtbevölkerung eines Staats, und zwar gerade der kultivierteste, zu den Staatseinkünften und der Volkswirtschaft verhältnismäßig die größten Beiträge liefernde Teil, von der Staatsregierung unter ein schlechteres Recht gestellt, bedrückt und mit der Entnationalisierung bedroht wird, ist nicht vereinbar mit den Gesichtspunkten der modernen Kultur. Die Schweiz, Finnland, selbst Südafrika und Canada, liefern Beispiele dafür, daß eine Mehrheit von Völkern zu gleichen Rechten in einem Staatswesen nebeneinander leben, ihren Staat achten und lieben können. Dem Sudetendeutschtum ist von den Tschechen nicht einmal die Frage gestellt oder ein Vorschlag darüber gemacht worden, ob es bereit wäre, auf einer Grundlage etwa nach dem Muster der Schweiz, sich als Mitträger des Staatsgedankens in der „tschechoslowakischen" Republik zu betrachten. Im Gegenteil, einer der bedeutendsten tschechischen Führer, Dr. Kramarsch, hat am 22. Januar 1920 im Prager Parlament wörtlich gesagt: Die Deutschen werden sich niemals abfinden mit dem, was geschehen ist. Ich als tief national fühlender Mensch würde mich über die Deutschen wundern und würde sie nicht begreifen, wenn sie vergessen und sich versöhnen würden." Worauf daher unter allen Umständen für die Sudetendeutschen bestanden werden muß, das ist das freie Selbstbestimmungsrecht!



Friedland in Böhmen, das Schloß Wallensteins

Aus „Hochwald", von Adalbert Stifter.

Stifter, ein Sohn des Böhmer Waldes, schrieb um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine „Studien", von denen die berühmteste der „Hochwald" ist. Die Erzählung spielt zur Zeit des 30jährigen Krieges. Der Burgherr von Wittinghausen (heute die Ruine St. Thoma bei Krummau im Böhmer Wald) bringt seine beiden Töchter in ein Waldversteck, um sie den Gefahren der herannahenden Kriegswoge zu entziehen. Dort werden sie von dem jungen Schweden Ronald, einem Vertrauten des Feldmarschalls Torstenson, entdeckt. Die Schönheit und Innigkeit, mit der die Tiefen des Gebirgswaldes und die Liebesszene zwischen Ronald und Clarissa geschildert werden, sind ebenso ergreifend, wie der spätere tragische Schluß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Waldblumen horchten empor, das Eichhörnchen hielt auf seinem Buchenast inne, die Tagfalter schwebten seitwärts, als sie vordrangen, und die Zweiggewölbe warfen blitzende grüne Karfunkel und fliegende Schatten auf die weißen Gewänder, wie sie vorüberkamen; der Specht schoß in die Zweige, Stamm an Stamm trat rückwärts, bis nach und nach nur mehr weiße Stückchen zwischen dem grünen Gitter wankten — und endlich selbst die nicht mehr — aber auch der Reiter tauchte in die Tiefe des Waldes und verschwand, und wieder nur der glänzende Rasen, die lichtbetupften Stämme, die alte Stille und Einöde und der dareinredende Bach blieben zurück, nur die zerquetschten Kräutlein suchten sich aufzurichten und der Rasen zeigte seine zarte Verwundung. — Vorüber war der Zug — unser lieblich Waldplätzchen hatte die ersten Menschen gesehen. Immer entlang dem Waldbache, aber seinen Wassern entgegen geht der Zug, sich vielfach windend und biegend, um den tiefer hängenden Ästen und dem dichteren Stande der Bäume auszuweichen. Sie betrachten und vergnügen sich an den mancherlei Gestaltungen des Waldes. Die vielzweigige Erle geht am Wasser hin, die leichte Buche mit den schönfarbigen Schaften, die feste Eiche, die schwankenden Halme der Fichten stehen gesellig und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen, die Espe rührt hiebei gleich alle ihre Blätter, daß ein Gezitter von Grün und Silber wird, das die Länge lang nicht auszutaumeln und auszuschwingen vermag — der alte Ahorn steht einsam und greift langarmig in die Luft, die Tannen wollen erhabne Säulengänge bilden, und die Büsche, Beeren und Ranken, gleichsam die Kinder, sind abseits und zurück in die Winkel gedrängt, daß mitten Raum bleibe für hohe Gäste. Und diese sind auch gekommen. Frei und fröhlich ziehen sie das Tal entlang.

Wer die Gesichter der Mädchen ansieht, wie sie doppelt rein und zart neben dem dunklen Grunde des Waldlaubes dahinschweben, wie sie blühend und vergnügt aus dem wallenden weißen Schleier des Kopfschmuckes herausblicken, der hätte nicht gedacht — daß sie sich noch kürzlich so sehr vor diesen Wäldern fürchteten und scheuten. Johanna blieb fast immer an der Spitze; wie sie ihrer Natur gemäß sich vorher unmäßig fürchtete, so freute sie sich auch jetzt unmäßig — und von dem zarten Rot, das sie sich beim Abschiede vom Hause geweint hatte, war keine Spur mehr sichtbar.

Die Pracht und Feier des Waldes mit allem Reichtume und aller Majestät drang in ihr Auge und legte sich in ihr kleines Herz, das so schnell in Angst, aber auch so schnell in Liebe überfloß — und jeder Schritt gab ihrer Einbildungskraft neuen Stoff, war es nun ein seltsamer Strauch, mit fremden glühend roten Beeren überschüttet, oder war es ein mächtiger Baum von ungeahnter Größe — oder die schönen buntfarbigen Schwämme, die sich an Stellen schoben und drängten, oder war es ein plötzlich um eine Ecke brechender Sonnenstrahl, der die Büsche vor ihr in seltsames grünes Feuer setzte, und aus unsichtbaren Waldwässerchen silberne Funken lockte — oder war es endlich dieser oder jener Ton, der als Schmelz oder Klage, als Ruf oder Mahnung aus der Kehle eines Waldvogels tief aus den ferneren geahnten Waldschoßen drang. — Alles fiel in ein schon aufgeregtes empfangendes Gemüt. Clarissa's edles Angesicht lag liebreich ruhevoll dem Himmel offen, der zwischen den Ästen festlich wallend sein Blau hereinhängen ließ, und erquicklich seine Luft um ihre lieben, sich färbenden Wangen goß; wie ein schöner Gedanke Gottes senkte sich gemach die Weite des Waldes in ihre Seele, die dessen unbewußt in einem stillen und schönen und sanften Fühlen dahinwogte. Selbst der alte Freiherr empfand sich in der freien Luft wie gestählt, und von einem frischen Hauche seiner Jugend angeweht.

So ritten sie alle vorwärts, und wenn auch die Bäume und Gesträuche oft stellenweise sich zusammendrängten, und sich ihnen entgegenstellten, so fanden sie doch immer wieder einen Ausweg, der sie vorwärts geleitete, tiefer und tiefer in das Tal hinein, das die Wiege des ihnen begegnenden Baches war.

* * *

Das Laubholz wurde seltener und die ernste Tanne und Fichte zog ständeweis gegen die Bergbreiten — der rote Sterbeglanz des Tages auf dem jenseitigen Joche ging langsam gegen die Bergscheide empor, und aus dem Tale hoben sich die blauen Abendschatten — der Halbmond wurde jede Minute sichtlich glänzender an seinem bereits stahlblauen Osthimmel. Der Freiherr drängte sich durch Farrenkraut und Schlinggewächse, um an der Seite der Sänfte zu bleiben.

So mochte die Wanderung noch eine halbe Stunde gedauert haben, und eine dichtere Finsternis blickte schon aus den Tiefen der Fichtenzweige, die sich so nahe drängten, daß sie häufig die Sänfte streiften — da blitzte es mit einem Male durch die Bäume, wie glänzendes Silber an. Sie stiegen einen ganz kleinen Hang nieder, und standen an der weitgedehnten Fläche eines flimmernden Wassers, in dessen Schoße bereits das zarte Nachtbild des Mondes wie ein blödes Wölklein schwamm. Ein leises Ach! des Staunens entfuhr den Mädchen, als sie den schönen See erblickten, da sie derlei in dieser Höhe, die sie erstiegen zu haben meinten, gar nicht vermuteten. — Ein flüchtig Schauern rieselte durch Johannas Glieder, da dies ohne Zweifel jener

Zaubersee sei, von dem sie gehört hatte. Der Vater ließ die Mädchen aussteigen, und mit Freuden verließen sie das enge tragbare Gefängnis. Ein Floß lag am Gestade und trug ein erhobenes Gerüst mit Sitzen für die Gesellschaft. Man bestieg es, und die zwei Sänftenträger und noch zwei andere Männer, die man bei dem Flosse stehend vorgefunden, lenkten das Fahrzeug in den See hinaus, gerade auf die Felsenwand zu. Die Waldmassen traten zurück und verschränkten sich dem Auge nach und nach zu einer hohen dichten, schwarzgrünen Mauer, die das Wasser umfängt — die Felsenwand trat näher und stieg so mauerrecht aus dem See empor, daß man nicht absah, wie zu landen sein würde, da wohl kein handgroß Steinchen dort liegen möge, um darauf stehen zu können: allein zur größten Überraschung in diesem Lande der Wunder tat sich den Mädchen auch hier wieder eines auf. Wie man der Wand sich näherte, wich sie zurück und legte ein liebliches Rasenland zwischen sich und den See, und auf dem schönen Grün desselben sahen nun die Mädchen auch noch ein geräumiges hölzernes Haus stehen, nach Art der Gebirgshäuser gebaut — und alle seine Fenster schimmerten sie gastlich silbern an, schwach erglänzend von dem Scheine der weißen aufblühenden Rosenknospe des Mondes.

* * *

Wie schwach und wie herrlich ist der Mensch, wenn ein allmächtig Gefühl seine Seele bewegt und ihr mehr Schimmer und Macht verleiht, als im ganzen anderen todten Weltall liegt! Der ganze Wald, die lauschenden Ahorne, die glänzende Steinwand, selbst Johanna und Gregor*) versanken um Clarissa wie wesenlose Flitter, nichts war auf der Welt, als zwei klopfende Herzen — allvergessen neigte sie das liebeschimmernde Antlitz und die dunkel strömenden Augen immer mehr gegen ihn, und in Tönen, worüber Johanna erschrak, sagte sie: „O Ronald, ich liebe dich ja, ich kann mir nicht helfen, und hättest du tausend Fehler, ich liebte dich doch — ich lieb dich unermeßlich, mehr als Vater und Geschwister, mehr als mich selbst und Alles, mehr als ich es begreifen kann ...."

„Und ich," erwiderte er, ihr in die Rede fallend, — „siehe, tropfenweise will ich dieses Blut für dich vergießen, ich will gut werden und sanft, wie das Lamm des Feldes, daß ich dir nur verdiene — gehe mit mir in mein Vaterland, oder bleibe hier, ich will auch bleiben — nimm mir mein Leben, nimm mir die Seele aus dem Leibe, damit du nur siehest, wie ich dich liebe —"

Er zog sie gegen sich — machtlos folgte sie — und beide, zitternd vor Übermacht des Gefühles, stürzten sie sich in die Arme, so fest sich umschlingend und klammernd, daß seine blonden Locken auf das Samtkleid ihrer Schultern niederwallten.

Die beiden Zeugen dieser Szene sahen sich verwirrt und staunend an — aber Johanna, die bisher mit steigender Angst zugehört hatte, sprang plötzlich auf und mit den zornesmutigen Tränenfunken in den Augen rief sie: „Clarissa, was tust du denn!?"

*) Der alte, treue Beschützer der Mädchen.

Diese, wie aufgeschreckt, fuhr empor, wendete sich um, und wie sie das Kind, dessen Lehrerin und Vorbild sie bisher war, vor sich stehen sah — nein, nicht mehr das Kind, sondern die Jungfrau mit der Purpurglut der Scham im Gesichte, so warf sie sich demütig, und doch strahlend vom Triumphe an ihre Brust. —

Es war eine stumme Pause, man hörte ihr Schluchzen und das sanfte Wehen des Waldes. —

Nach einigen Sekunden sprachloser Gemütsbewegung löste sich sanft die Gruppe, und der schöne Schwedenjüngling trat an Clarissa, neigte seinen Mund auf ihre Stirne und küßte sie ernst und ruhig, die demütig, wie eine erglühende Blume, unter seinem Hauche dastand. Dann aber trat sie zu Johannen und nahm sie wie in den schönsten Tagen des vergangenen Schwesterglücks bei der Hand, wohl fühlend, was das unschuldige Herz neben ihr in diesem Augenblicke verlor. Zu ihm gewendet aber sagte sie beklommen die Worte: „Ronald, wird es gut sein, was wir taten — ach, ich dachte nicht an meinen Vater! Sage, wird es gut sein, und was wird ferner zu tun sein?"

„Höre mich, mein Herz," antwortete er, „was längst beschlossne Sache war. Ich gehe fort, und zwar augenblicklich. Mit deinem Herzen bin ich verständigt, nun zu deinem Vater. Euer Schloß ist in Gefahr. Unter Torstenson's Befehlen steht die Abteilung, die bestimmt ist, bei Gelegenheit seines Durchzuges Wittinghausen zu nehmen. Torstenson und ich lieben uns seit früher Zeit, und gewiß bringe ich es dahin, daß man euer harmlos Haus ganz unangetastet läßt, und daß auf dem hochverehrten Haupte, das mir und dir heilig ist, kein einzig Härchen gelüftet werde. Ich weiß, daß in dieser Zeit der Übergang geschehen werde, und sollte doch eine Belagerung stattfinden, so werde ich dabei sein, um deine beiden Geliebten zu schützen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so naht dieser Krieg schnell seinem Ende; in der Zeit lege ich deinem Vater alles vor, was er über mich zu wissen braucht, und wenn sich die versöhnten Völker umarmen, und ein Schrei des Jubels durch die Länder geht, dann, Clarissa, falle unser kleines Fest in das große allgemeine — ich suche meine Mutter, bringe sie in euer Land — und, Clarissa, hier an dieser Stelle, auf dieser heiligen Insel des Waldes lasse ich uns ein lieblich Haus bauen, und wohnen wir gleich nicht immer da, so besuchen wir doch die zauberische Stelle oft, und sind wieder, wie jetzt, die einsamen, losgebundenen Kinder des Waldes. — Und nun, du mein klopfendes Herz, der Augenblick, daß du dich an dieser Blume noch erlaben wolltest, ist vorüber, rüste dich — und, gebe Gott der Herr Gedeihen und ein frohes Wiedersehen — noch in dieser Minute gehe ich. Die Zeit ist maßlos kostbar; darum drang ich so stürmend auf diese Unterredung, und führte sie mit Gewalt herbei. — So — ach, es deucht mir gar nicht möglich, daß ich fort gehen soll." —

Tränen umflorten seinen Blick, aber sich schnell fassend, reichte er die Hand an die Mädchen: „Lebe wohl, Clarissa, Braut! Lebe wohl, Johanna, und du, Gregor, Gott schütze dich; hüte diese Beiden wie die Sterne deiner Augen" .... Die Mädchen sahen ihn noch lange, wie sich die graue Gestalt in dem grauen Ge-

steine regte, winzig klein, bis nichts mehr sichtbar war als die ruhige, schon im Nachmittagsschatten stehende Wand.

Man sah sich wechselweise an. War's ein Traum, daß in der Wildnis nur eben eine andere Stimme erklungen war, als die ihre — die Sonne schien wie immer, die Vögel zwitscherten und der blaue Waldhimmel sah hernieder. Gregors Stimme tönte plötzlich recht sanft in die Träumerei: „Der Mann muß euch sehr lieben."

Ihr Auge schlug mit einem schönen Blicke auf zu ihm, dem väterlich Verehrten, aber Johanna sagte schmerzvoll: „Möge sich alles zum Glücke enden!"

Diese Worte waren die einzigen, die von der Gesellschaft über die seltsame Verlobung gesprochen wurden, die eben wie ein unheimlich Schattenspiel auf ihrer Wiese vorübergeglitten waren, nichts zurücklassend, als den schönen prangenden Boden, auf dem sie noch standen, und über den sie drei so oft in Lieb' und Eintracht geschritten. Auch heute ging man an den Ruhebänken, an den Ahornstämmen vorüber, und dem Wasserfaden ihrer Quelle entlang, wie immer, aber mit Gedanken nicht wie immer.

(„Hochwald", aus Adalbert Stifters Studien, Verlag von C. F. Amelang, Leipzig.)

---

3. Das Deutschtum in Polen

Um die Zeit, als die deutsche Macht zuerst kräftiger in das Gebiet der Elbslaven einzudringen begann, im 10. Jahrhundert n. Chr., waren die Polen schon zu entwickelteren staatlichen Verhältnissen vorgeschritten als ihre slavischen Verwandten im Westen. Sie lebten nicht mehr in losen Häuptlingsschaften, sondern es bestand bei ihnen ein ausgebildetes Fürstentum. Der erste polnische Fürst, von dem wir hören, Mscislaw, unterwarf sich im Jahre 966 als Lehensmann dem deutschen Kaiser Otto dem Großen und nahm die Taufe. Sein Nachfolger, Boleslaw, der Tapfere genannt, gewann seine Unabhängigkeit wieder. Nach seinem Tode zersplitterte sich das polnische Gebiet in viele Teilherrschaften, von denen Schlesien durch die dort herrschende Linie des Piastengeschlechts germanisiert und dauernd dem Reiche angeschlossen wurde. Herzog Heinrich II. von Liegnitz fiel im Jahre 1241 in der Mongolenschlacht auf der Wahlstatt. Unter ihm war Schlesien schon ein deutsches Land.

Ein anderer polnischer Teilfürst, der Herzog Konrad von Masovien, rief um dieselbe Zeit, im Jahre 1230, in Bedrängnis durch die heidnischen Preußen und Litauer, den Deutschen Orden zu Hilfe, der damals, nachdem er sein Kampffeld gegen die Ungläubigen Palästina hatte aufgeben müssen, ein neues Feld für die Heidenbekehrung mit dem Schwert suchte. Konrad überließ den Rittern den Landstrich, der sich an der Weichsel zwischen Thorn und Graudenz bis gegen die ostpreußische Seenplatte hinzieht: das Kulmerland und das Gebiet von Löbau. Von hier aus unterwarf der Orden sich zuerst Ostpreußen und erwarb im 14. Jahrhundert auch Pommerellen, das spätere Westpreußen. Ostpreußen wurde ganz und gar mit deutschen Ansiedlern aus dem Westen des Reichs besetzt; ebenso die Weichselniederung um Danzig, Elbing, Marienburg, Dirschau, die Weichselufer bis oberhalb Thorn und das Netzegebiet. In Thorn wurde 1473 Nikolaus Kopernikus geboren, der berühmteste unter den Söhnen dieses östlichen deutschen Siedlerstammes. In das wenig fruchtbare waldigsandige Innere von Pommerellen dagegen, wo die Bevölkerung noch heute dünn ist, drangen nicht viele deutsche Ansiedler ein. Dies ganze Gebiet war von Anfang an mehr kassubisch als polnisch, ähnlich wie die benachbarten Teile von Pommern.

Die Zeit der Zersplitterung Polens dauerte bis auf Kasimir den Großen (1333—1370), der die Einheit wiederherstellte. Er verzichtete auf Schlesien, erkannte den Orden im Besitz von Pommerellen und dem Kulmerland an und förderte die Zuwanderung von Deutschen nach Polen, weil sich das Städtewesen, das dem Könige bare Einnahmen brachte (Zölle, Märkte, Steuern) nur mit Hilfe der Deutschen entwickeln ließ. Die polnische Hauptstadt Krakau war im 14. und 15. Jahrhundert eine deutsche Stadt.

Das entscheidende Ereignis in der Geschichte Polens war die Heirat einer Enkelin Kasimirs des Großen, der Königin Hedwig, mit dem Großfürsten von Litauen, Jagiello. Die Litauer waren bis dahin Heiden und die tapfersten Gegner des Deutschen Ordens gewesen, der sich vergeblich



Rathaus in Thorn

bemühte, ihnen Schamaiten, das Gebiet, das sich wie ein breiter Keil zwischen den Ordensbesitz in Preußen und Livland einschob, zu entreißen. Jagiello ließ sich für die polnische Krone taufen und faßte die Kräfte Polens und Litauens gegen den Orden zusammen. Bei Tannenberg, 1410, erfocht er den Sieg. Militärisch vermochte sich der Orden nach der Niederlage noch zu behaupten; moralisch und politisch war er erschüttert, weil er, nachdem seine eigentliche Aufgabe, der Heidenkampf, aufgehört hatte, kein inneres Daseinsrecht mehr besaß. Daraus ergaben sich die Konflikte mit den preußischen Städten und Ständen, bei denen das deutsche Gefühl so wenig rege war, daß sie vierzig Jahre nach der Schlacht bei Tannenberg dem Sohne Jagiellos, Kasimir, gegen Zusicherung gewisser Rechte und Privilegien die Herrschaft in Preußen anboten. Im zweiten Thorner Frieden, 1466, wurden das spätere Westpreußen und Ermeland unmittelbares polnisches Gebiet; Ostpreußen unter dem machtlos gewordenen Hochmeister ein Lehen des Königreichs Polen.

Das Ordensgebiet wurde nach der Reformation durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg in ein weltliches Herzogtum Preußen verwandelt. Neben diesem bestand in einem Verhältnis halber Unabhängigkeit gegenüber Polen noch die reiche Stadtrepublik Danzig, die den König als ihren Oberherrn anerkannte, im übrigen aber sich von polnischen Einwirkungen so gut wie frei hielt. Ostpreußen, das 1611 an die brandenburgischen Hohenzollern kam, und Danzig, behielten ihren deutschen Charakter, ihre staatliche und bürgerliche Ordnung. In den polnisch gewordenen Gebieten war das Einzige, was Fortschritte machte, der allgemeine Verfall. Plätze, in denen sich durch ihre günstige Handelslage etwas Leben erhielt, waren allein Thorn und Elbing. 1772, als Preußen die frühere Landschaft Pommerellen und den Netzedistrikt übernahm, war Bromberg bis auf 500 Einwohner herabgesunken; Graudenz war ein kleines schmutziges Nest; in Kulm waren fast alle Häuser verfallen. Auf dem flachen Lande sah man nichts als schmutzige Dörfer, Judenschenken, grundlose Wege und dazwischen einen strohgedeckten adeligen Gutshof. Die gesamte Einwohnerzahl wurde auf wenige hunderttausend Seelen geschätzt.

Den Wandel, der hierin nach der Abtrennung des Landes von Polen statthatte, schildert Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“:

> „Wie durch einen Zauber wurden neue Kirchengemeinden geschaffen, 187 Schullehrer ins Land gebracht, Haufen von deutschen Handwerkern geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher herab. Überall begann ein Graben, Hämmern, Bauen. Die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus dem Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter umgewandelt, neue Kolonistendörfer ausgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Schon im ersten Jahr nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, der in einem Laufe von 3 Meilen die Weichsel durch die Brahe und Netze mit der Oder und Elbe verbindet; ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt hatte, sah er selbst beladene Oderkähne von 120 Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren.“

Das ganze versumpfte Netzegebiet wurde entwässert und besiedelt, und auch die menschenleer gewordenen Striche der Weichselniederung wieder bevölkert. Hier war es, wo Friedrich der Große, nach seinem eigenen Ausdruck, im Frieden eine Provinz gewann. Während des Menschenalters bis zu den napoleonischen Kriegen hatten durch deutsche Arbeit vor allem die Städte ein ganz anderes Gesicht gewonnen. Als Anfang 1807 die Franzosen vor dem einstigen kümmerlich-polnischen Graudenz, nun einer stattlichen Festung, erschienen und den preußischen Kommandanten Courbière mit den Worten zur Übergabe aufforderten, es gäbe keinen König von Preußen mehr, gab er ihnen die Antwort: „Nun gut, dann bin ich König von Graudenz“, und hielt den Platz bis zum Friedensschluß.

Bei der zweiten polnischen Teilung kamen die alten deutschen Städte Danzig und Thorn und außerdem ganz „Großpolen“, das von der Warthe durchflossene Gebiet bis in die Nähe von Warschau, an den preußischen Staat. Die Teilungen Polens sind geschichtlich als preußische und österreichische Notwehr gegen das Bestreben Rußlands unter Katharina II. zu verstehen, ganz Polen sich einzuverleiben. Die russische Macht wäre dadurch bei Danzig an die Ostsee, an der unteren Warthe bis dicht an Berlin und südwärts, im Besitz der Karpathenkämme, in eine beherrschende Stellung gegenüber Ungarn gelangt. Aus dieser Zwangslage entsprang der Vorschlag

Friedrichs des Großen zu dem ersten Teilungsprojekt, durch das nur altes Ordensland an Preußen zurückgebracht wurde. Auch die weiteren Teilungen kamen vor allen Dingen aus dem unersättlichen russischen Appetit. 1795 dehnte sich der preußische Anteil noch weiter nach Osten aus; selbst Warschau war ein Jahrzehnt lang eine preußische Stadt.

Während dieser Zeit entstanden inselförmig in das geschlossene polnische Sprachgebiet eingestreute deutsche Siedlungen im ganzen Weichsel- und Warthegebiet, ja noch am Bug und Narew bis in die Gegend von Bjelostok. Auf dem Wiener Kongreß, 1815, erhielt Rußland in Gestalt des sogenannten „Kongreßpolen" den Löwenanteil am Gebiet des früheren polnischen Staates. Bei Preußen blieb von altpolnischen Landesteilen nur der mittlere und südliche Teil der späteren Provinz Posen. Hier bildete das Polentum mehr die Mehrheit der Bevölkerung; die in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege einsetzende Tätigkeit der preußischen Ansiedlungskommission vermochte daran nicht viel zu ändern, da beim polnischen Teil der Bevölkerung die natürliche Vermehrung stärker war als beim deutschen. Das deutsche Element fand sich vorzugsweise in den Städten, wo durch die Verwaltungsbehörden, in den Schulen und Eisenbahnen ein stärkerer Zusammenschluß von Deutschen bedingt war. Die Schwäche dieses Deutschtums bestand jedoch darin, daß es nicht bodenständig im Lande verwurzelt war, sondern mit seiner Existenz auf der politischen Zugehörigkeit dieser Landstriche zu Deutschland beruhte.

In dem russisch gewordenen Kongreßpolen erhielten sich die deutschen Bauernsiedlungen nicht nur am Leben, sondern nahmen kräftig zu. Die russische Regierung war dem deutschen Element in Polen, von dem man in der übrigen Welt nur wenig wußte, deshalb gewogen, weil es politisch loyal und wirtschaftlich tüchtig war. Dazu kam, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts rasch zunehmend, die überwiegend auf deutscher Arbeit ruhende Fabrikindustrie im Bezirk von Lodz, südwestlich von Warschau. Lodz hatte vor dem Kriege über eine halbe Million Einwohner, davon mehr als ein Drittel Deutsche. Im ganzen schätzte man die Zahl der Deutschen in Kongreßpolen auf 5—600000, von denen die Mehrzahl auch noch heute existiert. Dazu kommen vielleicht 100 000 bis 200 000 deutsche Bauern in dem polnisch gewordenen Wolhynien.

Durch die Grenzfestsetzung im Versailler Frieden wurden fast die ganze Provinz Posen, bei weitem der größere Teil von Westpreußen, sowie ein erhebliches Stück Schlesiens von Deutschland abgetrennt und an Polen gegeben. Im ganzen waren es 46000 qkm, mehr als Baden, Württemberg, Hohenzollern und Hessen an Bodenfläche einnehmen, mit beinahe 4 Millionen Einwohnern. Von diesen besaßen 1,4 Millionen deutsche Muttersprache, nämlich rund 1,1 Millionen in den abgetretenen Teilen von Posen und Westpreußen und rund 0,3 Millionen in dem polnisch gewordenen Teil Oberschlesiens. 1921 dagegen ergab die erste polnische Volkszählung in den ehemals deutschen Gebieten von Posen und Westpreußen nur noch 530000 „Nichtpolen", worunter mit wenigen Ausnahmen Deutsche zu verstehen sind. Wenn auch der polnischen Statistik zuzutrauen ist, daß sie die Zahl der Nichtpolen gewaltsam herabzudrücken bestrebt ist, so hatte doch damals, zwei Jahre nach dem Friedensschluß ohne Zweifel eine sehr große Zahl von Deutschen die ungastlich gewordene einstige Ostmark des Reichs verlassen.

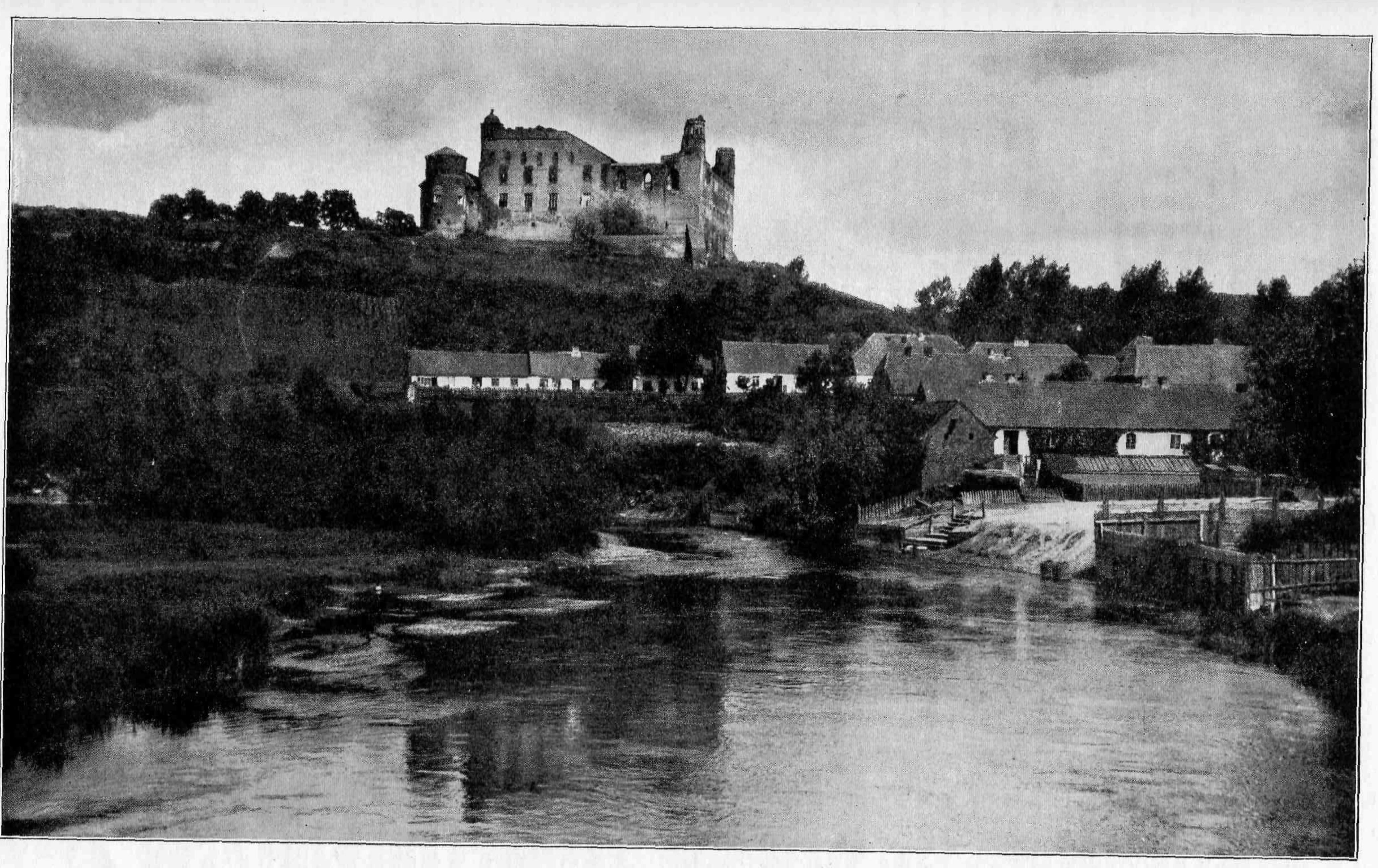
Die Polen aber waren nicht damit zufrieden, was freiwillig an Deutschen abwanderte, sondern führten, sobald sie die Herrschaft in der Hand hielten, ein wirksam ausgedachtes System ein, um auch das fest ansässige Deutschtum, die ländlichen und städtischen Grundbesitzer, Kaufleute, Handwerker, Akademiker, Bauern und größeren Landwirte, so gründlich und schnell wie möglich aus ihrem Besitze zu treiben. Das Ergebnis hiervon ist, daß sich in dem genannten Gebiet die Zahl der Deutschen in den letzten vier Jahren noch weiter verringert hat, schätzungsweise bis auf 250000 Seelen. Demnach wären von 1919 bis 1925 im ganzen fast eine Million Deutsche aus dem heutigen Polen abgewandert oder vertrieben. Da aber das Deutschtum im früheren Kongreßpolen nach den zuverlässigsten Schätzungen immer noch etwa 600000 Seelen stark zählt (mit Wolhynien noch 1—200000 mehr), da auch in der polnischen sogenannten Westmark noch eine Viertelmillion verblieben ist und in dem abgetretenen Teil von Oberschlesien

gleichfalls 300000 Deutsche wohnen, so ist die Gesamtzahl der Deutschen im polnischen Staat immer noch auf mehr als eine Million zu veranschlagen.

Posen und Westpreußen wurden den Polen durch den Versailler Frieden zugewiesen, Ost-Oberschlesien durch eine Treu und Glauben beiseiteschiebende Entscheidung des Völkerbundes. Nach dem Friedensvertrag sollte in Oberschlesien die Bevölkerung selbst darüber abstimmen, ob das Land deutsch oder polnisch werden solle, und zwar einheitlich für das ganze Gebiet und mit einfacher Mehrheit. Französische, englische und italienische Truppen besetzten das Gebiet bis zur Abstimmung. Die maßgebende Gewalt war bei den Franzosen, und durch einen blutigen französisch-polnischen Terrorismus mit Mord, Raub, Brand und Gefängnis sollte das Volk so eingeschüchtert werden, daß die Mehrheit für Polen stimmte. Trotzdem stimmten nur 40% für die polnische und 60% für die deutsche Zugehörigkeit. Die Völkerbundsversammlung aber übte unter französischem Diktat, dem sich Italien anschloß und dem England zu widersprechen nicht für nötig hielt, Verrat am Recht und wies den wertvolleren Teil des Abstimmungsgebiets mit den meisten Kohlen- und Eisen- und allen Zinkgruben den Polen zu. Früher feindliche Staatsmänner wie Lloyd George und der Italiener Nitti haben nachträglich diese Entscheidung als eine Schmach und einen Frevel bezeichnet, und es kann keine Rede davon sein, daß das deutsche Gefühl sie jemals anerkennen sollte. Durch eine notdürftige Verklausulierung sind in dem Stück von Oberschlesien, das durch den Völkerbund den Polen zugeschanzt wurde, die Rechte der deutschen Bevölkerung in bezug auf Sprache und Schule etwas besser gesichert als in Posen und Westpreußen. Auch hier aber ist der schlechte polnische Wille sichtbar, das Deutschtum zu entrechten. Das angeblich vom Völkerbund gewährleistete Recht der Minderheiten hat die Polen nicht gehindert, deutsche Schulen zu schließen, deutsche Kinder zwangsweise in polnische Schulen zu stecken, deutsche Zeitungen und deutsche Versammlungen durch nackte Gewalt, durch bewaffnete Überfälle, durch eine terroristische Justiz und dergleichen zu drangsalieren und deutsche Ansiedler durch eine, speziell auf die Beraubung der Nichtpolen zugeschnittene, sogenannte Bodenreform, von Haus und Hof zu vertreiben. Der Deutsche in Polen findet kein Recht gegen den Raub seiner nationalen Güter.

Vom deutschen Standpunkt aus wird den Polen so wenig wie irgendeiner anderen Nation das Recht bestritten, eine ihrer Zahl und ihren Kulturleistungen entsprechende Stellung in der Welt einzunehmen. Dieses Recht ist aber für die Polen ebensowenig absolut wie für andere Völker. Die Volks- und Sprachgrenze zwischen Deutschen und Polen ist durch jahrhundertelange Vorgänge so aufgelöst und verwickelt, von Aus- und Einsprüngen, Sprachinseln und Gebieten weitgehender Sprachmischung herüber und hinüber durchsetzt, daß es ganz unmöglich ist, eine politische Grenze zwischen dem deutschen und dem polnischen Staat so zu ziehen, daß alle Deutschen auf die eine, alle Polen auf die andere Seite fallen. Das Friedensdiktat von Versailles hat eine Grenze festgesetzt, durch die Deutschland erstens in Stücke gerissen, Ostpreußen vom Hauptkörper des Reichs getrennt wird; zweitens aber, damit aller Boden, wo auch nur eine kleine polnische Minderheit wohnt, in die polnische Grenze hineinfiel, über 1 Million Deutsche an Polen überantwortet wurden. Eine gerechte Grenze müßte so gezogen werden, daß westlich von ihr das Deutschtum, östlich das Polentum die Mehrheit bildet, unter der Voraussetzung natürlich, daß alle vertriebenen und verdrängten Deutschen vorher in ihrem Besitz wiederhergestellt werden.

Untragbar ist vor allen Dingen die Zerstückelung Deutschlands. Der sogenannte polnische Korridor ist nicht nur unsinnig und ungerecht, sondern er ist etwas Ungeheuerliches. Der Netzedistrikt und die Weichselniederung abwärts von Thorn sind deutscher Boden, seit Jahrhunderten durch deutsche Arbeit dem Zustand der Wildnis entrissen, eingedeicht, kanalisiert, besiedelt. Das Innere von Pommerellen, die Tucheler Heide, die auf den ethnographischen Karten als von Polen bewohnt erscheint, ist ein dünn bevölkertes, sandiges Waldgebiet. Es kann auf keinen Fall als ein Gegengewicht gegen das fruchtbare, dicht besiedelte deutsche Niederungsland betrachtet werden. Nördlich davon wohnen überhaupt keine Polen, sondern Kassuben, die sich nie als Polen oder polnische Verwandte betrachtet haben. Kein Deutscher darf je daran denken, daß die entgegen



Ordensruine Gollub in Westpreußen

dem Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung, durch Gewalt und Trug und durch Unwissenheit einiger der feindlichen Staatsmänner, in Versailles geschaffenen deutschen Ostgrenzen in ihrem jetzigen Zustand bleiben sollten. Auch in der übrigen Welt setzt sich mehr und mehr die Erkenntnis durch, daß hier eine Revision unvermeidlich ist.

Neben der Philosophie des Königsbergers Kant ist das Werk des Thorners Kopernikus „Über die Bewegung der Himmelskörper" (De orbium celestium revolutionibus) die größte Geistestat, die der deutsche Osten hervorgebracht hat. Die berühmte Einleitung zum 1. Buche lautet in deutscher Übersetzung:

Unter den vielen Wissenschaften und Künsten, mit denen sich die Menschen beschäftigen, halte ich diejenigen für am edelsten und der Hingebung würdigsten, welche von den schönsten und wissenswertesten Dingen handeln. Es sind die, welche die erhabenen Bewegungen des Weltalls und den Lauf der Gestirne, ihre Größen und Entfernungen, ihren Auf- und Untergang und die andern Erscheinungen des Himmels untersuchen und ihre ganze Art uns enthüllen. Denn was ist herrlicher als der Himmel, der alles Schöne in sich birgt? Das besagen schon die Worte „Himmel" und „Welt": dieses bedeutet Reinheit und Schmuck, jenes ein Kunstwerk (ein lateinisches Wortspiel). Ja, die meisten Philosophen haben in ihm ob seiner Herrlichkeit Gott zu sehen vermeint. Wenn nun also der Wert einer Wissenschaft nach dem, über was sie handelt, festgesetzt wird, so steht wohl bei weitem am höchsten die eine, welche von manchen Astronomie, von andern Astrologie, von vielen der Alten aber auch Vollendung der Mathematik genannt wird. Denn sie, die höchste, für den freien Menschen würdigste aller Künste, fußt beinahe überall auf der Mathematik. Arithmetik, Geometrie, Optik, Geodäsie, Mechanik und wie sie alle heißen, alle tragen sie zu ihr bei. Und da es die Aufgabe jeder hohen Wissenschaft ist, den Sinn des Menschen vom Gemeinen weg dem Guten hin zu wenden, so vermag sie es übergenug, wegen der außerordentlichen Freude, die von ihr ausgeht. Und wer sich mit den Dingen beschäftigt, welche in herrlichster Ordnung nach dem Willen Gottes gelenkt werden, und sie beständig vor Augen hat — wird er nicht den Drang zum Höchsten in sich aufsteigen fühlen und den Schöpfer aller Dinge bewundern, in dem alle Glückseligkeit und alles Gute ist?

Die Deutschen im Memelland und Litauen

Zu Litauen gehört jetzt staatsrechtlich ebenfalls ein vom deutschen Volks- und Sprachboden abgeschnittenes Stück Ostpreußen: das Memelland. Um alten litauischen Volksboden handelt es sich dabei nicht, sondern diese preußischen Litauer waren ursprünglich vom Orden als Kolonisten hierhergebracht. Durch Schule und Militärdienst waren sie alle des Deutschen mächtig. Die Abtrennung des Memellandes von Deutschland durch den Versailler Frieden geschah auf Betreiben der Polen und Franzosen, um für den Fall der Vereinigung Litauens mit Polen den Polen im voraus einen weiteren Hafen an der Ostsee und damit die völlige Umklammerung Ostpreußens, als Vorbereitung der Annexion, zu sichern. Das Gebiet wurde einem französischen Kommissar unterstellt und Memel mit französischem Militär besetzt. Die Volkszahl im Memelgebiet betrug bei der Abtrennung rund 141000 Seelen, davon 72000 mit deutscher und 67000 mit litauischer Muttersprache; der Rest meist doppelsprachig. Der französische Kommissar versuchte 1921 durch eine Abstimmung über die Unterrichtssprache in den Schulen den vorwiegend litauischen Charakter des Landes darzutun, erlebte aber, daß 98,2% der Stimmen, also auch die fast aller litauisch Sprechenden, für die deutsche Unterrichtssprache abgegeben wurden.

In Litauen war man ständig in Sorge, daß Memel durch französische Gunst irgendwie den Polen zugeschanzt werden könnte. Kaum war Frankreich mit dem Einmarsch ins Ruhrgebiet durch eine politische Aktion festgelegt, so machten die Litauer einen bewaffneten Handstreich auf Memel, setzten die französische Besatzung gefangen (sie zog später auf einem Kanonenboot wenig ruhmvoll ab) und proklamierten die Vereinigung des Gebiets mit Litauen. Die Großmächte und der Völkerbund fanden sich nach längeren Verhandlungen mit der geschaffenen Tatsache ab, und für das Memelland wurde eine Autonomie, mit eigener Volksvertretung und Verwaltung, innerhalb der litauischen Staatsgrenzen festgesetzt. Die Durchführung dieses zugestandenen Rechts stieß allerdings sehr auf den schlechten Willen der litauischen Regierung. Die Stadt Memel, die

um die Mitte des 13. Jahrhunderts vom Deutschen Orden gegründet wurde, hat rein deutschen Charakter. Bei den Kreiswahlen im Memellande 1925 wurden 55 deutsche und litauische Memelländer gewählt, und nur 5 Anhänger des „großlitauischen" Gedankens. Memel heißt jetzt offiziell Klaipeda. Man sieht litauische Aufschriften, und die Litauer haben sich nicht geschämt, bei ihrem Einmarsch 1923, das Denkmal zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise und auch das Standbild des alten Kaisers Wilhelm umzustürzen.

Wenn man die Grenze zwischen dem früher russischen Litauen und dem Memelgebiet überschreitet, so kommt man auf eines Fußes Länge aus dem zurückgebliebenen Osten in die kultivierte Mitte Europas. Man sieht es an dem Zustand der Straßen, der Äcker und Wiesen, der Häuser und der Menschen. Das Memelland, mehr als doppelt so groß als die Insel Rügen, ist seit 700 Jahren deutscher Kulturboden. Es ist durch Gewalt, ohne Volksabstimmung, von Deutschland getrennt worden, und weder dem heutigen reichsdeutschen noch dem memelländischen Volkstum kann jemals zugemutet werden, daß diese 140000 Menschen auf die Ausübung des freien Selbstbestimmungsrechts verzichten sollen. Dies Recht muß ihnen gewahrt bleiben, und die Pflicht der im Memellande wohnenden Deutschen ist es, nicht um eines besseren Fortkommens in Deutschland willen das Land zu verlassen, sondern treu für die Sache des Deutschtums dort auszuharren.

Das heutige litauische Staatsgebiet schiebt sich, etwas kleiner als Deutsch-Österreich und beinahe eben so dicht bevölkert wie Ostpreußen, mit 2,2 Millionen Einwohnern, zwischen Preußen, Polen und Lettland ein. An Minderheiten gibt es Deutsche, Polen, Russen und Juden, die in Osteuropa noch großenteils ihre gesonderte Nationalität festhalten. Die Deutschen in Litauen, die in der übrigen Welt, selbst in Deutschland, lange so gut wie unbekannt waren, zählen, abgesehen vom Memellande, nicht weniger als etwa 50000 Seelen. Diese Zahl ist zu erschließen aus der Tatsache, daß bei den Wahlen zur Volksvertretung für deutsche Listen 20000 Stimmen abgegeben wurden. Sie sind fast durchweg Bauern und in kräftiger Vermehrung begriffen.

Das Deutschtum in Nordschleswig

Die beiden Länder Schleswig und Holstein kamen durch den Krieg von 1866 an Preußen und damit einige Jahre später an das Deutsche Reich. Holstein war urdeutsches Land, Schleswig in seiner Südhälfte gleichfalls deutsch, in seiner Nordhälfte teils gemischtsprachig, teils von einer Bevölkerung mit sogenannter plattdänischer Muttersprache, einem Dialekt des Jütischen, bewohnt. Von der dänischen Schriftsprache ist er ziemlich verschieden. Die politischen Sympathien für Dänemark waren in dem dänischredenden Teil von Nordschleswig ursprünglich nicht größer als das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem schleswig-holsteinischen Lande als Ganzes. Auf Betreiben Napoleons aber, der sich Sympathien in Dänemark sichern wollte, wurde in den Prager Frieden zwischen Preußen und Österreich der Artikel 4 eingeschoben, der vorsah, daß den Nordschleswigern die Abstimmung zwischen Preußen und Dänemark freigegeben werden solle. Zu dieser Abstimmung ist es nicht gekommen. Von deutscher Seite erfolgten verschiedene Anregungen, die Abstimmungsfrage zu regeln; sie scheiterten aber daran, daß Dänemark keine Garantien wegen der späteren Behandlung einer deutschen Minderheit geben wollte. Die Sprachgrenze verläuft so unregelmäßig, daß keine Linie gezogen werden kann, durch die alles was dänisch redet nördlich, alles was deutsch, südlich einer Grenze bleibt.

Beim Ausbruch des Weltkrieges standen Dänemarks Sympathien auf der Seite der Entente. Man hoffte auf die Niederlage Deutschlands und glaubte, alsdann Gelegenheit zur Annexion von Nordschleswig zu erhalten. Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte ließ Frankreich die Dänen unter der Hand wissen, daß es bereit sei, ihnen nicht nur Nordschleswig, sondern ganz Schleswig-Holstein zuzuschanzen, damit Deutschland noch mehr geschwächt würde. Die Dänen waren vernünftig genug, darauf nicht einzugehen, aber sie nahmen es an, daß ihnen Nordschleswig durch eine Abstimmung aus der Hand und unter der militärischen Aufsicht der Entente zufiel,

anstatt durch ein direktes Abkommen mit Deutschland, wozu auf der deutschen Seite alle Bereitschaft bestand.

Für die Abstimmung war zwischen Dänemark und der Entente verabredet, daß zwei Zonen eingerichtet wurden. Von diesen wurde die erste so weit nach Süden ausgedehnt wie man sicher zu sein glaubte, daß die Gesamtzahl der für Dänemark abgegebenen Stimmen die deutschen übersteigen würde. Man legte es von vornherein darauf an, soviel deutschen Boden wie möglich mit an Dänemark zu bringen. Die Dänen wagten nicht, die weit überwiegend deutsche Stadt Flensburg mit in die erste Zone einzubeziehen, weil sie fürchteten, daß auf diese Weise eine Mehrheit von deutschen Stimmen entstehen könnte. In der nördlichen Zone siegten die Dänen mit 74%, in der südlichen, die Flensburg einschloß, die Deutschen mit 80% Mehrheit. Das Ergebnis war eine Grenzlinie zwischen Deutschland und Dänemark, die nicht allein darum ungerecht ist, weil sie 40000 (jetzt noch etwa 30000) Deutsche zu Dänemark schlug, sondern weil sie ohne Not deutschen Volksboden mit geschlossener deutscher Bevölkerung, der mit dem übrigen deutschen Schleswig zusammenhängt, von Deutschland abriß.

Gegenüber diesen 30000 Deutschen verfolgt die dänische Regierung ein Programm der Entnationalisierung. Sie hat es mit Berufung auf ihre liberalen Gesetze erreicht, von der sogenannten Aufsicht des Völkerbundes über das Minderheitenrecht und von der vertraglichen, d. h. internationalen, Festlegung der Rechte für die dänischen Staatsbürger deutschen Stammes entbunden zu werden. Sie brutalisiert die Deutschen in dem annektierten Teil von Nordschleswig auch nicht wie Polen, Italiener, Jugoslawen, Rumänen usw. es tun, sondern sie arbeitet mit viel feineren Methoden. Das Ziel und der Ausgangspunkt aber sind dieselben: das nationale Recht der Deutschen auf Erhaltung ihrer deutschen Sprache und Kultur wird nicht innerlich anerkannt, sondern die Danisierung erstrebt. Die Deutschen sollen aufhören, Deutsche zu sein und stattdessen Dänen werden.

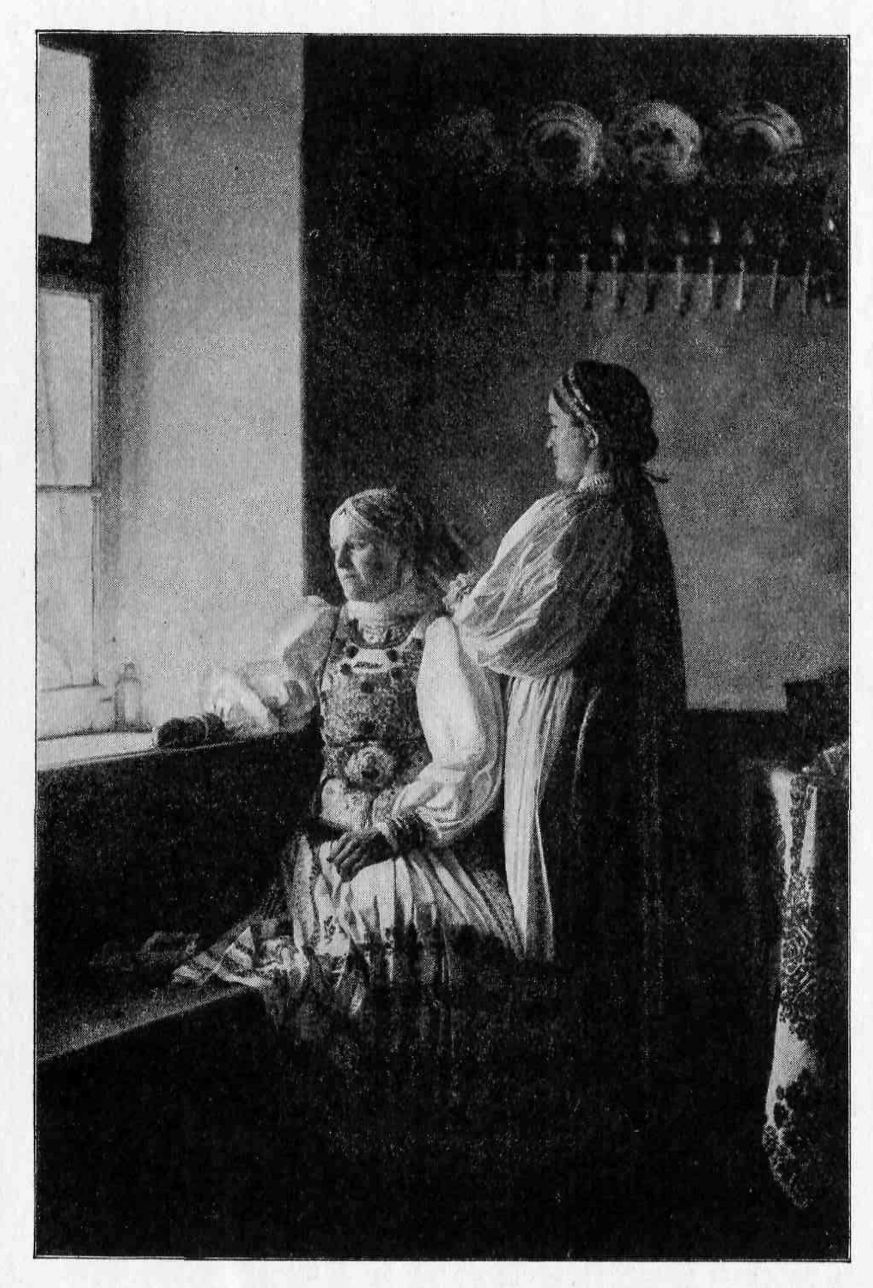
Die beiden Hauptmittel zu dem Zweck sind die Schulpolitik und die Bodenpolitik. Während der dänische Grundbesitz mit staatlichen und kommunalen Mitteln unterstützt wird, macht man dem deutschen auf diesem Gebiet Schwierigkeiten und sucht auf solche Weise deutschen Boden in dänische Hände zu bringen. Deutsche Schulen werden den deutschen Gemeinden nicht verweigert, aber sie werden mit dänisch gesinnten Lehrern besetzt und die Ausbildung und der Zuzug wirklich deutscher Lehrkräfte wird verhindert. Dabei wird nach außen, in den offiziellen Reden und der Pressepropaganda, der Schein wirklicher Liberalität festgehalten. Die Verbindung mit dem Deutschtum jenseits der neuen Grenze wird erschwert; umgekehrt aber wird die dänische Minderheit im deutsch gebliebenen Mittelschleswig, namentlich in dem dicht an der Grenze gelegenen Flensburg, aus dänischen Staatsmitteln im Schul- und Vereins- wie im Preßwesen sehr reichlich unterstützt. Auf jeden Fall sind die Verhältnisse in Nordschleswig, so wie sie heute liegen, nicht das Ergebnis einer loyalen Auseinandersetzung zwischen den beiden verwandten Völkern und Staaten, und ebensowenig entsprechen sie dem Friedensvertrage, nach dem die Ziehung der Grenze *den Wünschen der Bevölkerung entsprechend* geschehen sollte.

Das Deutschtum in Belgien

Im Königreich Belgien gab es seit seiner Gründung vor bald 100 Jahren eine Ecke, angrenzend an das Großherzogtum Luxemburg, wo zwischen 30000 und 40000 Menschen mit deutscher Muttersprache, gemischt mit französischsprechenden Wallonen, lebten. Um diese kleine Fortsetzung des mitteldeutschen Sprachgebiets über die Reichsgrenze hinaus haben sich nur wenige Leute gekümmert. Es sind fast alles Bauern, die dort auf einem ärmlichen Boden in beschränkten Verhältnissen leben und von der Gesamtzahl der Bevölkerung Belgiens nur etwa ein halbes Prozent ausmachen. Dies Gebiet kam darum an Belgien, weil es von früher her einen Bestandteil der österreichischen Niederlande ausmachte und überdies durch den souveränen Staat Luxemburg von Preußen und dem Gebiet des einstigen deutschen Bundes getrennt war.



Sächsische Bauern, Siebenbürgen



„Bockelung", Anlegen des Kopfschmucks,
bei einer sächsischen Bäuerin in Siebenbürgen

Dagegen hat der Friedensvertrag von Versailles, und darüber hinaus noch das einfache Diktat der Alliierten, 50000 Deutsche und 10000 Wallonen, die sich im Deutschen Reiche wohlfühlten und keine Trennung von ihm begehrten, von Deutschland losgerissen und zwangsweise mit Belgien vereinigt. Es sind dies die beiden preußischen Kreise Eupen und Malmedy und ein Teil des Kreises Monschau. Die belgischen Annexionswünsche gingen ursprünglich noch viel weiter und richteten sich auf Trier, auf das ganze Eifelgebiet, ja auf Koblenz. In dieser Ausdehnung wurden sie von Frankreich mit einer kurzen Geste beiseite geschoben, weil Frankreich selber das linke Rheinufer zu annektieren wünschte und, als vorläufigen Ersatz dafür und als mögliche Anwartschaft für später, das langjährige Okkupationsrecht erreichte. Um aber auch dem kleinen Verbündeten wenigstens einen gewissen Anteil an der Beute zu lassen, wurde nicht nur die sogenannte „preußische Wallonie", der kleine Bezirk mit wallonisch sprechender Bevölkerung bei Malmedy, sondern auch noch ein Stück kerndeutschen Bodens abgerissen, mit wertvollen Forsten, die den Belgiern gefielen, und wichtigen Eisenbahnstrecken.

Damit auf die Gewalt noch der Hohn gesetzt würde, arrangierte man eine „Volksabstimmung" in dem von belgischen Truppen und Beamten besetzten Lande. Dieses Zerrbild von Volksentscheid geschah auf die Weise, daß in den beiden Städten Eupen und Malmedy, also an zwei Plätzen in einem Gebiet von annähernd 1000 Quadratkilometern, so groß wie Rügen, zwei (!) Listen aufgelegt wurden, wo sich diejenigen eintragen durften, die gegen die Abtretung an Belgien Widerspruch erheben wollten. Zugleich war dafür gesorgt, daß, wer sich eintragen wollte, terrorisiert und mit jeder nur denkbaren Schikane bedroht wurde. Infolge dieser Gewaltmaßnahmen kamen nur wenige 100 Namen in die Listen, und dies Ergebnis wurde als der Wille der Bevölkerung verkündet. Von deutscher Seite wurde beim Völkerbund Protest erhoben, unter Beifügung überzeugender und erdrückender Belege für die Ungültigkeit des beliebten Verfahrens. Der Völkerbund aber fand alles in Ordnung und wies den Protest zurück.

In Belgien werden jetzt einzelne Stimmen laut, die eine Rückgabe oder eine Wiederholung der Abstimmung befürworten. Das geraubte Gebiet ist jetzt an die belgische Provinz Lüttich angegliedert worden. Gewaltsame Versuche zur Entdeutschung haben die Belgier bisher nicht unternommen. Sie wissen überhaupt nicht recht, was sie mit dieser unehrlich erworbenen Beute anfangen sollen. Die Bevölkerung beklagt ihr Schicksal und fügt sich in die Gewalt. Ein deutsches Schulwesen besteht noch.

Echte deutsche Minderheitsgebiete

1. Das Deutschtum in Großrumänien

Die Sachsen in Siebenbürgen. Das 12. Jahrhundert war die Glanzzeit des alten Deutschen Reichs unter den Hohenstaufen. Das 13. Jahrhundert brachte den staatlichen Zerfall, aber wenn auch das Reich schwach wurde, die Volkskraft wuchs. Das Land zwischen Elbe und Weichsel sah den Einstrom deutscher Siedler, und das Volkslied nennt Heinrich den Löwen und Albrecht den Bären neben Barbarossa als die Helden, die die „Werld verkeren" konnten. Die Völkerwanderung jugendkräftiger Menschen, die damals aus den Westgebieten des Reichs nach dem deutsch werdenden Osten zog, stand aber nicht still, wo die vorgeschobenen Grenzen deutscher Fürstenmacht zu Ende waren. In einem alten Vlaminger Lied aus jener zweiten Wanderungszeit der Deutschen, heißt es:

Naer Oostland willen wy ryden
Naer Oostland willen wy meê
Al over de grone heiden
Al over de heiden
Daer isser en bessere steê.

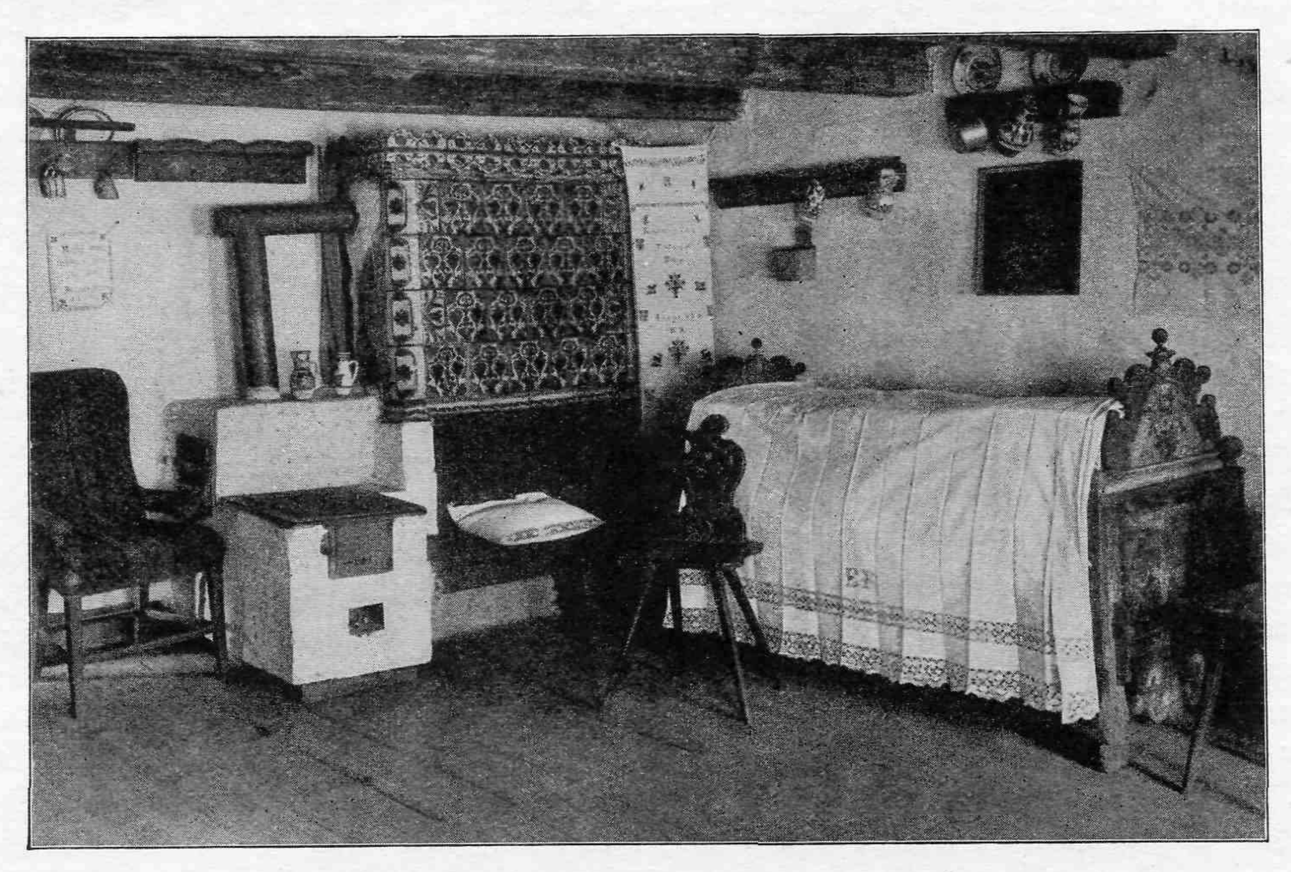
Kirchenkastell Eibesdorf in Siebenbürgen

Die „bessere steê", die „bessere Bleibe" lag auf märkischem Boden, in Schlesien, in Ostpreußen, aber sie lag auch noch weit darüber hinaus im Osten. Heinrich I., der Städtebauer, hatte noch den Ungarn Tribut zahlen müssen, bis so viel Plätze in Deutschland befestigt waren, daß die ungarischen Boten statt des Tributs einen räudigen Hund hingeworfen bekamen. Otto der Große schlug auf dem Lechfeld die Ungarn so entscheidend, daß sie das Wiederkommen vergaßen. Nicht lange danach wurden aber die Ungarnkönige selber Christen, und kaum hatten sie aufgehört, durch ihre Raubzüge dem Westen furchtbar zu sein, so wurden sie selber von kriegerischen Nomaden bedrängt, die aus den Steppen jenseits der Karpathen durch die Gebirgspässe hindurchstürmten und das Land plünderten, in dem es keine festen Ortschaften gab. Die Ungarn verstanden nicht, in Stein zu bauen und mochten auch nicht hinter Mauern wohnen; darum sind alle ungarischen Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters von Deutschen gebaut und ursprünglich auch bevölkert worden. Erst dadurch wurden Handel, Gewerbe und Kultur nach Ungarn gebracht.

Im Jahre 1142 bestieg ein Knabe, König Geisa II., den von allen Seiten bedrängten ungarischen Thron. Seine Vormünder riefen deutsche Kolonisten nach Siebenbürgen oder Transsylvanien, dem Lande „jenseits des Waldes", der damals undurchdringlich das siebenbürgisch-ungarische Grenzgebirge bedeckte, und gaben ihnen Land gerade vor der Mündung der Pässe, die von Süden her über den Karpathenwall führten. Hier erfolgten die Einbrüche aus der Steppe, und diese Pforten sollten kräftig abgeriegelt werden. Vorübergehend war auch der Deutsche Orden, bevor er nach Preußen und Livland zog, in Siebenbürgen ansässig. Auch hier gibt es eine Marienburg. Im Jahre 1241 brauste der Mongolensturm, der sich auf der Walstatt bei Liegnitz an dem deutschen Ritterheer trotz dessen Niederlage gebrochen hat, durch Siebenbürgen und Ungarn. Von da an gewann die deutsche Siedlung größeren Umfang. Geisas Enkel, König Bela IV., ließ neue Ansiedler werben. An ihrer Sprache, die sich bis heute unverändert erhalten hat, sieht man, daß die meisten aus dem Gebiet um Trier und Luxemburg gekommen sein müssen. Auch Flandrer waren unter ihnen. In Ungarn wurden die Abkömmlinge alle „Sachsen" genannt, denn damals hießen im Osten alle Deutschen so, noch von der Zeit der großen sächsischen Kaiser.

Ein deutscher Kolonistenzug im 12. oder 13. Jahrhundert wanderte mit allem Vieh und allem Hausrat, auf ungefügen Ochsenkarren, wie einst die Goten und Langobarden, und wenn er lagerte, so wurde eine runde Wagenburg aufgefahren, mit den Frauen und Kindern in der Mitte. Nicht nur Werkzeuge und Waffen wurden in das transsylvanische Land mitgeführt, sondern auch Saatgut und Eisen. Die Siedler hatten Steinmetzen und Harnischmacher bei sich, um Burgen und Kirchen zu bauen und Panzer zu schmieden. Wenn sie an ihren Ort kamen, so maßen sie den Acker ab, den ihnen der König gab, pflügten ihn, bauten sich ihre Häuser und in die Mitte eine feste Kirche. Die siebenbürgischen Kirchenkastelle, von denen es noch über 150 ganz oder zum Teil erhaltene gibt, sind mit ihren Ringmauern und Gräben, mit ihren Wohn- und Vorratskammern im festen Innern, das steinerne Abbild der Wagenburgen aus der ersten Kolonistenzeit.

Die Siebenbürger Sachsen, die jetzt 230000 Seelen stark sind, waren nie zahlreich und haben auch nie ein geschlossenes Gebiet bewohnt, sondern ihre Siedlungen lagen, wo es am meisten darauf ankam, Kräfte für die Verteidigung des gefährdeten Landes verfügbar zu haben. Die Hauptmasse der Bevölkerung in Transsylvanien und bis tief in das frühere Ungarn hinein sind Rumänen. Außerdem wohnt den Sachsen benachbart ein isolierter magyarischer Stamm, die Szekler, von denen manche meinen, sie seien magyarisierte Germanen; vielleicht Gepiden. Die Rumänen halten sich für Nachkommen der römischen Kolonisten, die in der Zeit von etwa 100 bis 270 nach Christus in der damaligen römischen Provinz Dacien angesiedelt waren. In dieser hat es aber gar keine tiefer greifende römische Kolonisation gegeben, sondern nur einige Militärlager, Verwaltungs- und Bergwerksorte mit schwacher bürgerlicher Bevölkerung. Sie wurde vom Kaiser Aurelian mit über die Karpathen- und Donau-Linie zurückgenommen, als das dünn besiedelte und schwer zu verteidigende Außenland des Reiches nicht mehr gegen den Druck der Goten gehalten werden konnte. Damals ist sicher kein Römer im heutigen Siebenbürgen und Rumänien geblieben. Allerdings sprechen die Rumänen eine romanische Sprache, die mit slavi-



Sächsische Bauernstube in Michelsberg, Siebenbürgen

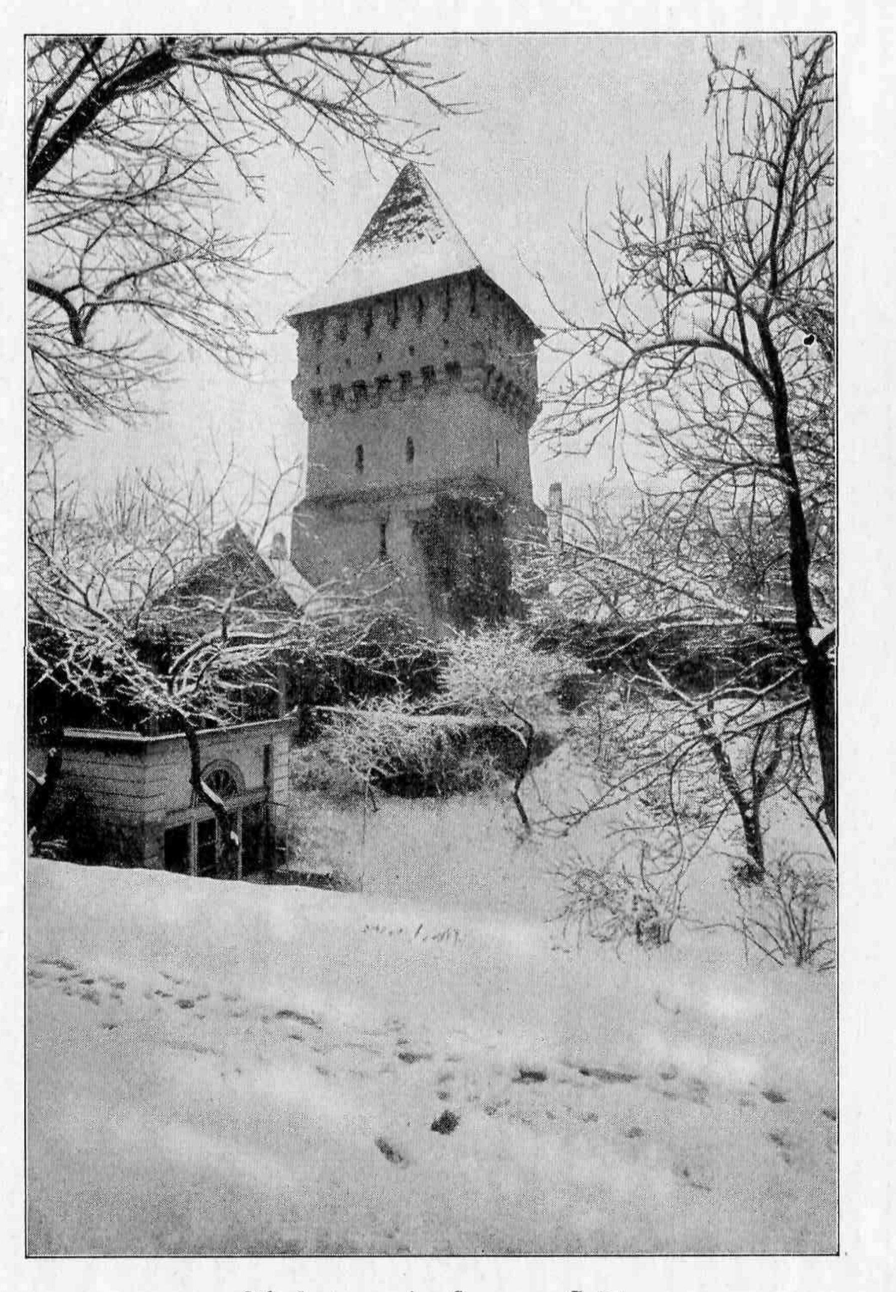


Wohnkammern in der Kirchenburg Tartlau

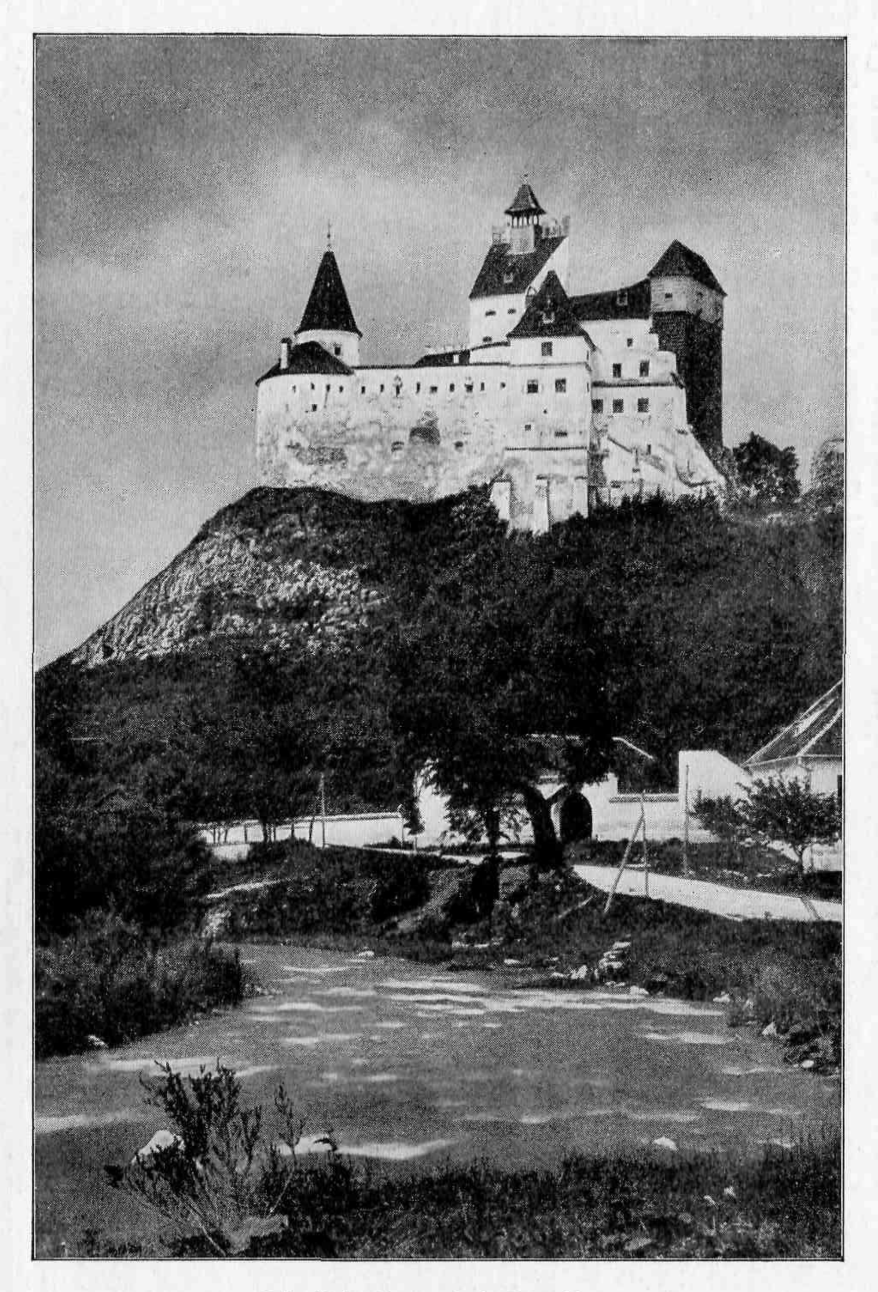
schen und griechischen Elementen vermischt ist, aber Volk und Sprache sind nicht im heutigen Rumänien entstanden, sondern auf der Balkan-Halbinsel, von wo ein Teil der alten romanisierten Bevölkerung in der Zeit der beständigen Kriegswirren vom 6. bis zum 10. Jahrhundert über die Donau und die Südkarpathen in die natürliche Festung Siebenbürgen geflohen zu sein scheint. Dort hießen sie Walachen. Den Herzog Ramung aus Walachenland, der im Nibelungenlied in König Etzels Gefolge reitet, haben wir uns als einen siebenbürgischen Häuptling vorzustellen. Als das Nibelungenlied am Anfang des 13. Jahrhundert durch einen österreichischen Dichter seine Gestalt erhielt, war gerade die Sachsensiedlung auf siebenbürgischem Boden im Gange. Diese Gebiete lagen also im Gesichtskreise des Dichters, der alle Verhältnisse im Lied nach seinen zeitgenössischen Vorstellungen ausgemalt hat. Von Siebenbürgen aus haben die Walachen zur Türkenzeit das spätere Rumänien, vor allem die walachische Tiefebene, besiedelt.

Siebenbürgen hat eine wechselvolle Geschichte gehabt, aber stets haben die Sachsen darin ihre Stellung behauptet. Auf dem Siegel, das ihnen König Andreas II. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gab, steht die lateinische Umschrift: „ad retinendam coronam", das heißt: Zu Schutz und Erhaltung der Krone. In diesen Worten liegt die Aufgabe des Sachsentums, um deren willen die Siedlung erfolgte. Die stärkste der sächsischen Städte war Hermannstadt, die den Ausgang aus dem Rotenturmpaß beherrscht. Ihre gewaltigen Festungswerke aus roten Ziegeln, von denen noch mancher Turm und manches Mauerstück erhalten ist, konnten nie von den Türken genommen werden. Kronstadt, im innersten Winkel Siebenbürgens, dem Burzenland, deckt drei Pässe, wovon der Törzburger und der Predealpaß die wichtigsten sind. Das Burzenland ist eine fruchtbare Ebene, ein alter Seeboden, der reichste Teil Siebenbürgens. Gegen das Gebirge zu liegt die starke Bauernburg Rosenau, und unmittelbar am Eingang des Passes auf einem Felsen die wohlerhaltene Törzburg. Tartlau und Honigberg im Burzenlande sind die mächtigsten der sächsischen Kirchenkastelle. Eins der schönsten ist Heltau bei Hermannstadt. Viel mittelalterliche Stärke und bauliche Schönheit steckt auch in den alten Türmen und Toren der Sachsenstädte Schäßburg und Mediasch, in dem Lande zwischen Kronstadt und Hermannstadt, Mühlbach ist die fünfte Sachsenstadt im südlichen Teil von Siebenbürgen. Getrennt von diesen Teilen des Sachsenbodens liegt weiter im Norden das alte und kräftige Bistritz. Die siebente Stadt, Klausenburg, am Ausgang aus Siebenbürgen nach Ungarn, ist magyarisch geworden.

Das Sachsenvolk hat durch sieben Jahrhunderte seine Selbstverwaltung gehabt: die „Universitas Saxonum", das heißt die Gesamtheit der Sachsen, oder wie man in Siebenbürgen sagt: die Sächsische Universität. An ihrer Spitze stand das frei gewählte Oberhaupt, der Sachsengraf. Die Sachsen nennen sich ein Volk, und sie sind es, weil ihnen nichts zum echten und rechten Volkstum fehlt. Sie haben einen Bauernstand, dem der Boden heute knapp genug zugemessen ist, der aber seine Felder und seine Weinberge so gut zu bestellen weiß, daß ihr Ertrag hinreicht, um die Volkszahl zu erhalten. Der Überschuß freilich, und das ist traurig genug, muß auswandern. Die Siebenbürger Sachsen in Nordamerika sind mehr als halb so zahlreich wie die in der Heimat und halten fest in ihren sächsischen Vereinen zusammen. In die Städte ist viel Magyaren- und Rumänentum eingedrungen. Aber Besitz und Bildung, teilweise auch die zahlenmäßige Mehrheit, sind noch bei den Sachsen. Hermannstadt und Kronstadt, aber auch kleinere Orte, wie Heltau, das durch seine gewebten Zeuge berühmt ist, haben durch die Jahrhunderte hindurch ein blühendes Gewerbe nicht nur bewahrt, sondern auch zur modernen Großindustrie entwickelt. Die alten Straßen von Hermannstadt haben noch heutigen Tages ihre Häuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit großen Toreinfahrten und langen gepflasterten Höfen. Jedes Haus hatte sein Gewerbe: Weberei, Gerberei, Arbeit in Holz, Leder, Metall. Auf dem Hof wurde der Planwagen beladen, der mit Hermannstädter und Kronstädter Ware nach Ungarn, nach Galizien, nach der Walachei und bis ins Türkische fuhr. Dieselben Männer, die webten, schmiedeten und feine Goldarbeiten machten, hatten Harnisch und Hakenbüchse in ihrer Kammer hängen und stiegen auf die Mauer, wenn der Feind durch die Pässe drang oder sich in den inneren Kriegen im Lande erhob.



Töpferturm in Hermannstadt



Die Törzburg bei Kronstadt

Es gibt auch keinen zweiten deutschen Stamm in der Ferne, der mehr für sein geistiges Leben getan hat als die Siebenbürger Sachsen. Das kleine Volk unterhält 5 Gymnasien und 2 Progymnasien und besitzt eine Fülle nicht nur von gebildeten Männern, sondern auch von Frauen. Die Sachsen sind protestantisch. Ihr Kirchenwesen ist so fest gegründet wie ihre Schule. Eine Hochschule haben sie nicht, sondern ihre Jugend zieht auf reichsdeutsche oder österreichische Universitäten.

Seit 1867, dem Jahr des „Ausgleichs" zwischen Österreich und Ungarn, bei dem den Ungarn die Regelung ihrer Angelegenheiten, einschließlich Siebenbürgens, ganz nach ihrem eigenen Ermessen zugestanden wurde, wurde die sächsische Selbständigkeit von Ungarn aus mehr und mehr eingeschränkt. Es waren Jahrzehnte voll von Reibungen und Widerständen, voll von zäher Verteidigung des Deutschtums und kluger Politik. Heute, unter rumänischer Herrschaft, sehen die Sachsen auf die Konflikte mit den Ungarn wie auf ein entschwundenes goldenes Zeitalter zurück. Mit ihnen ist auch der größere Teil der Banater Schwaben, etwa 400 000 Seelen, sowie das Deutschtum in der früheren österreichischen Provinz Bukowina und dem früher russischen Bessarabien an den neuen großrumänischen Staat gekommen. Die rumänische Politik gegenüber all diesen Deutschen wollen wir später im Zusammenhange besprechen.

Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen ist in drei Bänden verfaßt von ihrem großen Führer, dem Bischof Daniel Teutsch und seinem Sohn Friedrich Teutsch. Aus Teutschs Sachsengeschichte ist vielleicht der ergreifendste Abschnitt der über den Tod des Meschener Pfarrers Stephan Ludwig Roth in den Wirren der ungarischen Revolution von 1848, in der sich auf der ungarischen Seite der polnische General Bem hervortat.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Bem zur Teilnahme am Kampf im Banat im Mai Siebenbürgen verließ, erhoben sich die Rumänen im Erzgebirge aufs neue, zerstreuten die Truppen, die ihnen entgegengingen, man zählte wieder über 3000 verbrannte Orte und viele Tausende, die den Tod gefunden. Die Abwesenheit Bems benützte Csanyi*) zur Gefangennahme St. L. Roths, der mit einem Schutzbrief Bems auf seinem Pfarrhof in Meschen seines Amtes waltete, und ließ ihn gefangen nehmen (21. April), wesentlich um zu zeigen, daß er um Bem, mit dem er in fortwährenden Händeln stand, sich nicht kümmere. Roth war ein Rufer im großen Streit um die Verjüngung seines Volkes gewesen, dessen geistliche und sittliche Güter er stärken wollte, er hatte mitgeholfen, schwäbische Einwanderer ins Land zu rufen, hatte in der Sprachenfrage entschieden Stellung genommen, war Vorstand des Jugendbundes geworden, hatte zuletzt als Vertrauensperson Puchners in dem Kokelburger Komitat, in den 13 Dörfern vor allem, und in Elisabethstadt die Verwaltung übernommen und dort viele Übeltaten verhindert. Nun wurden ihm die zur Last gelegt, die er nicht hatte verhindern können. Gefesselt brachten ihn seine Begleiter nach Schäßburg. Als sie ihn aufforderten, die Fesseln zu verbergen, erwiderte er: „mich schänden sie nicht." Auf dem Spital war er in einem Privathaus, unter geringer Bewachung, untergebracht. Jüngere Freunde (Gull u. a.) wollten ihn retten, doch er verschmähte die Flucht im Bewußtsein seiner Unschuld. Der damalige Konrektor des Gymnasiums, G. D. Teutsch, besuchte ihn täglich und tröstete ihn; er erwiderte: „Sie werden mich töten, denn sie wollen Schrecken verbreiten." In Klausenburg wurde er vor das Kriegsgericht gestellt und dieses verurteilte ihn am 11. Mai zum Tode, „weil er der Anordnung des Rebellen A. Puchner sich angenommen und im Sinne derselben den Feinden des Vaterlandes wesentliche und große Dienste geleistet habe". Innerhalb drei Stunden sollte das Urteil vollzogen werden. Er nahm die Nachricht gefaßt auf und benützte die Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten. Auf dem Wege bis Klausenburg hatte er lateinische Distichen gemacht. Eines davon lautete:

Der Sachse dem Magyaren.

Gleichst du dem Löwen an Kraft, so sei auch gesinnt wie ein König,
Sicher durch Waffen wirst du Sieger durch Menschlichkeit sein!

So voll Ruhe und Seelengröße schrieb er aus dem Kerker an seine Kinder den Abschiedsbrief.

„Liebe Kinder!

Ich bin eben zum Tode verurteilt worden und über drei Stunden soll das Urteil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an Euch, die Ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vater verliert. Ich aber kann dieser Macht, die mich zur Schlachtbank führt, keinen Widerstand leisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal, wie in einen Ratschluß Gottes, bei dem auch meine Haare gezählt sind.

An Sophie schließt Euch alle fest an, und betrachtet sie als Eure Mutter. Seid gehorsam gegen Gott und

*) Ein ungarischer Revolutionsführer.



Sächsisches Bauernhaus in Klein-Scheuern, Siebenbürgen

ehrerbietig gegen jedermann, damit es Euch wohlgehe, oder Ihr es wenigstens verdient.

Mit dem Vermögen, das ich in großer Unordnung hinterlasse, haltet Rat, damit Ihr Mittel in Händen habt zu Eurer Bildung. Es gibt noch viele gute Menschen, die Euch auch um Eures Vaters willen raten und helfen werden.

Meinen Schwägern in Kleinschelken, Mediasch, Holdvilág bringe ich in meinen letzten Augenblicken meinen Dank für alles dar, was sie mir getan haben, auch für das, was sie meinen Kindern noch tun werden.

Die Frau Lehrerin (Wirtschafterin) wird mir einen Gefallen tun, wenn sie so lange noch dableibt, bis meine Habseligkeiten verordnet und jedes Kind unter einem Flügel sein wird. Das Teilamt wird ihr für ihre treuen Dienste gerecht werden.

Das ungarische Findelkind, welches ich zur Aufziehung aufgenommen, bitte ich auch ferner zu unterhalten. Nur wenn es die Eltern verlangen sollten, hätten sie ein näheres Recht dazu. Ich habe ohnedem keines mehr auf dieser Welt.

Meiner Meschner Kirchenkinder, meiner Niemescher gedenke ich in Liebe. Lasse Gott diese Gemeinden reich an Früchten der Gottseligkeit werden, wie Fruchtbäume, deren belastete Äste bis zum Boden hangen. Ich habe wenig an ihrer Veredlung gearbeitet und nur wenigen Samen ausgestreut. Möge der Herr der Ernte die Halme um so körnerreicher machen! Liebe habe ich gepredigt und redliches Wesen. Mein Tod möge meinen ausgestreuten Worten in ihren Herzen einen um so größeren Nachklang verschaffen. Lebt wohl, liebe Leute!

Mit meiner Nation habe ich es wohl gemeint, ohne es mit den übrigen Nationen übel gemeint zu haben. Meine Amtierungen in Elisabethstadt und Kokelburg habe ich aus Gehorsam in einem höheren Willen geleitet. Dieses ist das politische Verbrechen, das mir den Tod zuzieht. Eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt. Fehlgriffe könnten es sein, welche ich getan hätte, vorsätzlich gewiß kein Unrecht. Es freuet mich jetzt in meinen letzten Augenblicken, das Eigentum und das Gut des Adels geschützt zu haben.

Unter meinem Schreibtische befinden sich die Programme der herauszugebenden Schul- und Kirchenzeitung. Der Nationalkörper ist zerschlagen — ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Um so mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte. Ich bitte daher meine hinterbleibenden Amtsbrüder, für die Ausführung dieser Zeitschrift zu sorgen, um Charakter, reine Sitten und Redlichkeit des Willens in dem Volke zu erhalten, das historisch die jetzigen schönen Zeitideen antizipiert hat. Ist es im Rat der Geschichte beschlossen, unterzugehen, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht schamrot werde...

Die Zeit eilt. — Ob der kranke Leib meinen willigen Geist ehrlich tragen werde, weiß ich nicht. Alle, die ich beleidigt habe, bitte ich um herzliche Verzeihung. Ich meinesteils gehe aus der Welt ohne Haß und bitte Gott, meinen Feinden zu verzeihen. Mein gutes Bewußtsein wird mich auf meinem letzten Gang trösten. Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war, und lasse diese Voranstalten, die mich umgeben, meine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterblichkeit gefehlt habe.

So sei es denn geschlossen — in Gottes Namen.

Klausenburg, am 11. Mai 1849.

Stephan Ludwig Roth,
evang. Pfarrer in Meschen.

Nachträglich muß ich noch ansetzen, daß ich weder im Leben noch im Tode ein Feind der ungarischen Nation gewesen bin. Mögen sie dieses mir, als dem Sterbenden, auf mein Wort glauben, in dem Augenblicke, wo alle Heuchelei abfällt. Idem ut supra."

Dann redete er mit Pfarrer Hintz aus Klausenburg über eigene und Nationalangelegenheiten, ein mäßiger Sturm sei unserem Volk vonnöten gewesen, um die schlummernden Kräfte und das schlafende Selbstbewußtsein zu wecken, aber der Sturm, der nun gekommen, werde die Kräfte des Volkes ganz brechen — und dabei traten große Tränen in sein Auge. Nach tiefem Gebet, das die Umstehenden rührte, erklärte er noch einmal, er sei kein Feind der Ungarn, was er getan, sei geschehen, weil er die Überzeugung gehegt, sie seien im Unrecht und er müsse seinem Eide treu bleiben. So stellte er sich der Exkution zur Verfügung. Auf die Scheltworte, die aus der Menge an sein Ohr drangen, wies er auf den Heiland hin, dem sei das Gleiche geschehen. Auf dem Richtplatze bewunderte er noch einmal Gottes schöne Welt: „Wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male sieht!" Ruhig schaute er auf die drängende Menge, gefaßt trat er ins Quarré und gab Pfarrer Hintz das Schnupftuch mit der Bitte, es in sein Blut zu tauchen und seiner ältesten Tochter zu schicken. Noch einmal wurde das Urteil vorgelesen, ein Lügengewebe nannte er die Anklagen — dann sprach er: „Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte. Um meiner Kinder willen bitte ich um Pardon." Als die vorausgesehene Antwort erfolgte, er habe keinen Auftrag, Pardon zu geben, betete Roth noch ein Vaterunser, dann warf er seinen Hut rückwärts in die Menge: „Den brauche ich nicht mehr" und er wendete sich zum Kommandanten: „Nun stehe ich zu ihrem Befehl, Herr Hauptmann." Die Augen wollte er sich nicht verbinden lassen — die Hände über der Brust gekreuzt, stand er da, da krachten auf das Kommando „Feuer" drei Schüsse rasch nacheinander, der erste traf den Arm, er ließ ihn sinken, die zweite Kugel drang in die Seite, er sank ins Knie, die dritte traf das Haupt. Bebend trat der Offizier vor die Front: „Soldaten, lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt."

Die Banater Schwaben. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reichte die Herrschaft der Türken bis nahe vor die Tore von Wien. Nach der vergeblichen Belagerung Wiens, 1683, wandte sich das Blatt. Markgraf Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen besiegten die Türken, und Ungarn wurde befreit. Sogar Belgrad wurde vorübergehend eine österreichische Stadt. Am meisten mitgenommen waren in der Zeit der Türkenherrschaft die südlichen Teile von Ungarn, wo Donau und Theiß, Save und Drau sich einander nähern und zusammenfließen. Das östlichste, an Siebenbürgen grenzende Stück dieses ganzen Gebiets ist das Banat, mit der Hauptstadt Temesvar: ein fruchtbares, niedriges Schwemmland, von der Donau, der Theiß und einigen Nebenflüssen durchzogen, stellenweise sumpfig und Überschwemmungen ausgesetzt. Das Banat war fast ganz entvölkert. Die österreichische Regierung beschloß daher, es mit Deutschen zu kolonisieren und stellte an die Spitze des Werks den General Grafen Mercy, einen Deutsch-Lothringer.

Das beste Werbegebiet im Reich für Auswanderer war der von Franzoseneinfällen verwüstete, von Kleinstaaterei zerrissene und geplagte Südwesten Deutschlands: die Pfalz, das Badische und die umliegenden Herrschaften. Hier fanden die kaiserlichen Werber viel Zulauf. Transport und Ansiedlung der Kolonisten waren gut organisiert. Die Fahrt ging auf „Plätten", großen flachen Fahrzeugen, donauabwärts durch Österreich und Ungarn. In dem Roman von Adam Müller-Guttenbrunn „Der große Schwabenzug" ist die Kolonisation in Südungarn meisterhaft geschildert. Es war eine der größten Kulturtaten, die das alte Österreich vollbracht hat. Die Ansiedler bekamen Häuser gebaut, mit Wänden aus gestampftem Lehm, von denen manche heute nach 200 Jahren noch erhalten und bewohnbar sind. Sie bekamen Vieh und Saatgut, Steuerfreiheit auf eine Reihe von Jahren, und vor allem ihre persönliche Freiheit. Mit Kanal- und Dammbauten ging man dem gefährlichen Wasserüberfluß zu Leibe. In den ersten Jahrzehnten rissen Malaria und eine große Pest wiederholt starke Lücken in das Kolonistenvolk. Auch die Türken brachen noch einmal ein und taten viel Schaden. Trotz alledem kam die Banater Siedlung schnell zur Blüte. Die Kolonisation dehnte sich westwärts bis nahe an die Grenze von Kärnten aus. Auch Prinz Eugen förderte sie auf seinem großen Besitz, den ihm der Kaiser in Ungarn geschenkt hatte. Dieser französische Fürst, der nie richtig deutsch sprechen lernte, wurde zu einem der größten Bewunderer und Förderer der deutschen Kultur; er ist der eigentliche Vater fast des gesamten Deutschtums auf dem Boden des früheren Ungarns, ausgenommen die Siebenbürger Sachsen.

Die deutsche Siedlung des 18. Jahrhunderts im ungarischen Donaugebiet besetzte nicht große geschlossene Flächen, sondern ließ zwischen sich die unter der Türkenherrschaft sitzengebliebenen rumänischen, magyarischen und serbischen Bevölkerungsreste. Als das Land wieder kaiserlich geworden war, kamen noch mehr Serben, aus der türkischen Knechtschaft flüchtend, über die Donau und siedelten sich auf dem befriedeten Boden an. So ist das bunte Bild entstanden, das man auf einer Völkerkarte des bisherigen Ungarn erblickt. Alles aber, was dort in dem ursprünglichen Kolonisationsgebiet an wirtschaftlicher Kultur heute vorhanden ist, wurde im 18. Jahrhundert durch die deutschen Siedler und die österreichische Verwaltung geschaffen. Die deutschen Abkömmlinge wurden in Ungarn alle Schwaben genannt und nannten sich alsbald auch selber so. Aus dem wirklichen Schwaben stammten sie nur zum kleinsten Teil; die Bezeichnung kam daher, daß Oberdeutschland, das eigentliche „Reich" im österreichischen Sinn, seit der Zeit der Hohenstaufen oder Schwäbischen Kaiser im Osten als das Schwabenland schlechthin galt.

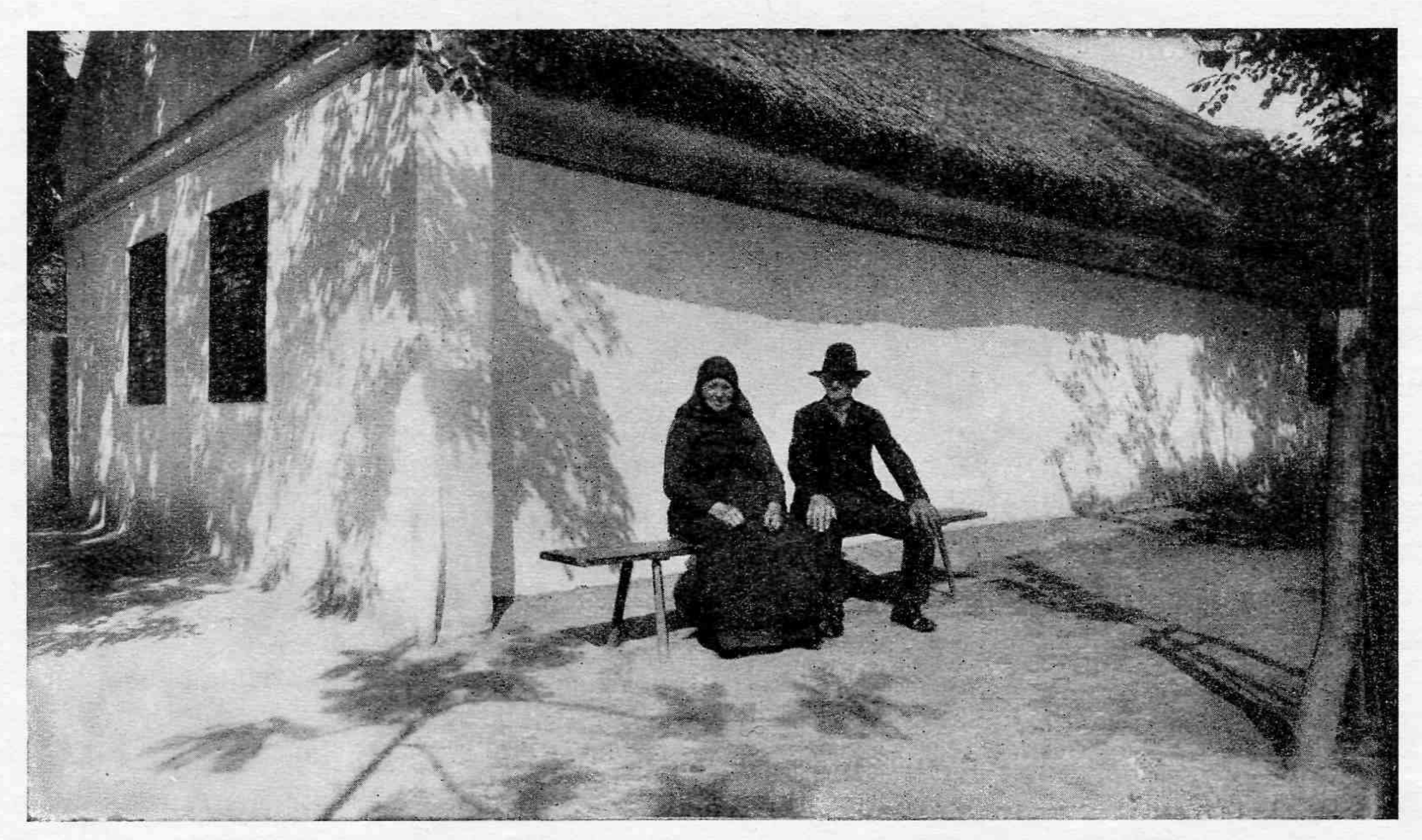
Während die Siebenbürger Sachsen trotz ihrer nicht großen Zahl ein wirkliches Volk geworden und geblieben sind, kamen die Schwaben in Ungarn nicht über ein Dasein als bloße bäuerliche Schicht hinaus. An wirtschaftlicher Tüchtigkeit fehlte es ihnen keineswegs. Der schwäbische Bauer im Banat hat mehr Land und ist wohlhabender als der sächsische. Wenn man in Deutschland Bauernwirtschaften und Wohnungen wie die Banater sehen will, so muß man schon die großen bäuerlichen Einzelhöfe in Niedersachsen und im Marschengebiet an der Nordsee aufsuchen. Es gibt zwar auch Kleinhäusler unter den Schwaben, die nur ein paar Joch Land haben, aber der durchschnittliche Bauer besitzt nicht unter 15 bis 20 Hektar und hat 4 bis 8 Pferde im Stall, die

nicht wie Ackergäule aussehen, sondern gepflegt und geputzt sind wie bei der Kavallerie. Seine Gänseherden bedecken die Wiese gleich weißen Wolken, seine Rinder sind gut, seine Mastschweine vom besten Schlag. Auf den Höfen sieht man Maisspeicher, die ganze Waggonladungen fassen, die Schinken- und Speckkammer ist voll wie ein Räucherladen. Auf dem Hof stehen zwei Wohnhäuser, das „große" Haus für den wirtschaftenden Bauern mit seiner Familie und das „kleine" oder „Altenhaus" für Vater und Mutter. Mit Fünfzig pflegt der Vater in den „Vorbehalt" zu gehen, läßt sich verschreiben, was er zum Leben braucht, hilft aber aus freien Stücken noch in der Wirtschaft mit. Bei den Siebenbürger Sachsen arbeitet der alte Bauer, bis er nicht mehr kann und läßt Haus und Hof nicht aus den Fingern; die jungen Leute müssen sich daneben irgendwie einrichten. Das ganze Banat ist im Frühjahr und Frühsommer ein grünes, im Hochsommer ein gelbes Meer von Weizen, Gerste und Mais. Wenn die Leute lernen würden, mehr künstlichen Dünger zu brauchen, so würde ihr reicher Boden noch das Doppelte tragen. Ein Übel ist nur, daß seit der Bauer kein Land mehr zukaufen kann — die Besiedlung ist zu dicht dazu geworden — das Zweikindersystem stark eingerissen ist, und als weiteres Regulativ eine starke Auswanderung. Man schätzt, daß es 150000 Schwaben in Amerika gibt, die meisten in Chicago und Detroit.

Dieser wohlhabende und zahlreiche Schlag deutscher Menschen stand vor kurzem noch dicht davor, sein Deutschtum zu verlieren, und wäre im Lauf von ein oder zwei Generationen als Kulturdünger im Magyarentum aufgegangen, wenn nicht zuerst eine merkwürdige Wendung aus ihm selber heraus und danach das Schicksal des Weltkrieges dazu geholfen hätten, seinen deutschen Charakter, wie wir hoffen für immer, zu retten. Als die Schwaben in Südungarn angesiedelt wurden, erhielten sie keine Selbstverwaltung, wie die Sachsen, sondern wurden von kaiserlichen, später von königlich ungarischen Beamten regiert und verwaltet. Seit 1867 begann hier wie in Siebenbürgen die Politik der Magyarisierung. Die ungarische Regierung nahm den Bauern die Schullasten ab, wenn sie sich bereit zeigten, Dorfschulen mit magyarischer Unterrichtssprache einrichten zu lassen. Deutsche höhere Schulen wurden grundsätzlich nicht errichtet, gingen aber die jungen Leute, die nach höherer Bildung verlangten, auf die ungarische Schule und Universität, so wurde ihnen das Studium auf jede Weise erleichtert. Nicht wenige hörten auf, die deutsche Sprache zu gebrauchen, wurden „Magyaronen", wie man zu sagen pflegt, und so kam es, daß nicht, wie bei den Sachsen, eine schwäbische deutschsprachige und deutschgesinnte Bildungsschicht entstand. Der Banater Schwabe sagt „herrisch", wenn er meint, daß jemand zur sozialen Oberschicht gehört; „magyarisch" aber und „herrisch" wurden ihm gleichgedeutet. Einen Zusammenhang mit dem großen deutschen Wesen in Deutschland gab es nicht; dazu fehlte die Bildung. Das Magyarentum übte auch durch seine ritterlichen Züge, seine breite Lebensführung und durch die sozialen Vorteile, die sich jedem boten, der zur Magyarisierung bereit war, eine starke Anziehungskraft. Jeder der kam, ob Deutscher, Rumäne, Serbe, Slowake, wurde mit offenen Armen aufgenommen, sobald er seinem Volkstum entsagte. Auch Nikolaus Lenau, dessen Dichtungen die Ungarn nicht ganz mit Unrecht „ungarische Lieder in deutscher Sprache" nennen, war ein Banater Schwabe, geboren 1802 zu Czatad in der Temesvarer Gegend.

Über ein halbes Jahrhundert ging auf diese Weise alles, was aus dem Ungarländischen Schwabentum zu höherer Bildung aufstieg, den Weg ins magyarische Lager. Da entstand, etwa ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg, unter dem jüngeren deutschen Geschlecht wie von selber eine Bewegung für das Deutschtum. Woher sie kam, ist nicht leicht zu sagen. Ihre Anfänge lagen in der Stadt Werschetz im südlichen Banat, in einer reichen Weinbaugegend. Im letzten Grunde sind es wohl Ausstrahlungen von der Macht und Größe des neuen deutschen Reichs gewesen, die bis in diesen entlegensten Winkel von Ungarn drangen. An den Wiener Hochschulen entstand eine Vereinigung studierender Deutscher aus Ungarn. Diese jungen Leute wurden nicht Magyaren, sondern trugen als Akademiker ihr deutsches Bewußtsein zurück in die Heimat. Einen großen Anstoß erhielt die Bewegung auch durch Adam Müller-Guttenbrunn, ein Banater Kind, aus Guttenbrunn bei Temesvar. Er hatte als Literat und Theaterleiter schon einen Namen in Wien, als er durch die Bekanntschaft mit der jungen Bewegung auch sein deutsch-schwäbisches Bewußtsein

Schwäbischer Wirtschaftshof im Dorfe Lovrin, im Banat



Altes Bauernpaar vor einem Hause aus der Einwanderungszeit im Banat

entzündet fühlte und durch eine Reihe von packenden Heimatromanen und Erzählungen in den Kampf um die Erweckung des Schwabentums eingriff. Die stärksten dieser Bücher sind „Glocken der Heimat", „Götzendämmerung" und „Der große Schwabenzug". Als er, 1922, siebzigjährig starb, konnte er auf ein erfolgreiches Stück Deutschtumsarbeit zurückblicken, deren Höhepunkte erst in das Ende seines Lebens fielen. Einen starken inneren Anstoß zum Fortschreiten erhielt die Bewegung durch das Erscheinen der deutschen Truppen in Ungarn während der Feldzüge gegen Serbien und Rumänien. Zwar mußten Schwaben und Sachsen kopfschüttelnd die Erfahrung machen, daß von den deutschen Gästen die meisten keine Ahnung davon gehabt hatten, daß sie hier im Banat und in Siebenbürgen zu Landsleuten kommen würden. „Ihr sprecht ja deutsch!" riefen die Leute in ihrer Freude aus, wenn sie in die Dörfer bei Temesvar und Werschetz und auf den Sachsenboden kamen und mit Wein und Brot, Wurst und Speck bewillkommnet wurden. Alles aber, was sich hieraus an neuen Gedanken und Möglichkeiten ergab, wurde mit einem Male abgeschnitten durch den Ausgang des Weltkrieges und durch die Vereinigung von Siebenbürgen und dem größeren Teil des Banats mit Rumänien, während der westliche Teil von Südungarn mit dem dortigen Deutschtum an Jugoslawien fiel. Durch diesen Wechsel des Geschicks wurde das deutsche Gefühl des gesamten „ungarländischen" Schwabentums so entscheidend aufgerüttelt, daß jetzt kein Einschlafen mehr zu befürchten ist. Ein Beweis dafür ist z. B., daß sogar bei den sogenannten „Szatmarer Schwaben", die einige 40 000 Seelen zählen, ganz im Norden des heutigen Großrumänien wohnen und schon halb magyarisiert waren, das deutsche Gefühl wieder lebendig zu werden anfängt. Diese Gruppe wurde vor etwa 120 Jahren von ungarischen Großgrundbesitzern angesiedelt und war in ihrer Isoliertheit schon so gut wie vergessen, als sie neuerdings bei der nationalen Auferstehung des Banats wieder „entdeckt" wurde.

Rumänien trat von vornherein in den Krieg gegen das Versprechen der Alliierten, daß ihm Siebenbürgen und die übrigen Teile des von Rumänen bewohnten Ungarn zufallen sollten. Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte traten die Vertreter des ungarländischen Rumänentums in Karlsburg in Siebenburgen (jetzt in Erinnerung an eine einstige römische Militärkolonie offiziell Alba Julia genannt) zusammen und verkündeten in den „Karlsburger Beschlüssen" vom 1. Dezember 1918 ihr Programm für die Vereinigung „Transsylvaniens" mit dem rumänischen „Altreich", dem jetzt sogenannten „Regat". Die beiden Kernsätze von Karlsburg lauteten:

> „Jedes Volk hat das Recht, sich in seiner Muttersprache von seinen Söhnen richten, unterrichten und verwalten zu lassen," und: „Jedes Volk nimmt entsprechend seiner Kopfzahl an der Regierung teil."

Diesen Beschlüssen trat auch die sächsische Gemeinschaft bei, und der rumänische König Ferdinand I., ein Neffe König Karls, bestätigte sie in seiner Krönungsproklamation zu Karlsburg am 15. Oktober 1922:

> „Mein Wille ist, daß innerhalb der Grenzen Großrumäniens Alle guten Söhne des Vaterlandes ohne Unterschied der Religion und der Nationalität dieselben Rechte genießen, welche die rumänische Nation inne hat."

Von diesen Versprechungen ist nichts wahr geworden. Zwar war anfangs die Haltung der Rumänen, auch der offiziellen Stellen, gegenüber den Minderheiten, duldsam, aber das dauerte nur so lange, bis durch die endgültigen Friedensschlüsse die Grenzen Großrumäniens bis tief in das alte ungarische Gebiet hinein bestätigt und die Deutschen und magyarischen Minderheiten definitiv an Rumänien ausgeliefert waren. So lange die Entscheidung noch in der Schwebe war, versuchte Rumänien, mit seiner Minderheitenpolitik vor der Welt eine gute Figur zu machen. Als es glaubte, nichts mehr zu fürchten zu haben, begann es mit der Drangsalierung der Deutschen und der Magyaren und mit Nichtachtung der Rechte, die jeder Minderheit durch die Friedensverträge und den Völkerbund gewährleistet sein sollen, aber durch die Gleichgültigkeit und Feindseligkeit, die gegenüber deutschen Rechten und Ansprüchen dort bisher vorherrschten, nicht gewährleistet sind. Die rumänische Regierung hat den Angriff gegen die Minderheiten, vor allem das Deutschtum, entgegen den Karlsburger Beschlüssen, entgegen den königlichen Versprechungen und entgegen dem geltenden Minderheitenrecht auf der ganzen Linie eröffnet. Sie hat dem Gesetz über die Bodenreform für Siebenbürgen eine Gestalt gegeben, durch die das Sachsenvolk mit planvoller

Ungerechtigkeit eingeengt und beraubt wird. Der Grundbesitz der sächsischen „Universität", der zur Erhaltung des Kirchen- und Schulwesens diente, ist entgegen den Worten, die der verantwortliche Minister öffentlich im Parlament sprach, so gut wie ohne Vergütung enteignet worden. Als die Sachsen darüber Beschwerde führen wollten, stellte sich heraus, daß die ministeriellen Worte, die vor hunderten von Zeugen gesprochen waren, im stenographischen Protokoll der Parlamentssitzung fehlten — und der Minister selbst behauptete, sich an nichts zu erinnern!

Dies ist eine Probe von den Methoden, mit denen gegen das Deutschtum gearbeitet wird. Auch von der freien deutschen Schule ist keine Rede. Minderheitsschulen werden aus ihren alten und schönen Schulgebäuden hinausgeworfen, damit rumänische Schulen hineinkommen; man zwingt sie, Unterkunft in ungenügenden Räumlichkeiten zu suchen, und die rumänische Behörde schließt diese mit der Begründung: „wegen mangelhafter Eignung für Schulzwecke." In Siebenbürgen gegenüber den Sachsen werden noch einige Rücksichten genommen, aber den Schwaben wird gesagt, sie wären ja bereit gewesen, sich zu magyarisieren, jetzt hätten sie sich zu romanisieren. Von deutschsprachigem Unterricht in den Schulen sind ihnen trotz der erteilten Zusagen nur einige Trümmer übrig geblieben, und auch die zerbröckeln unter dem behördlichen Druck. Das, was die Deutschen am schwersten ertragen, ist, daß von Alt-Rumänien der von den Engländern so genannte „Balkanismus" auch zu ihnen eindringt, nach dem ein Beamter das unausgesprochene Recht hat, sein Amt und seine Stellung zur Gewinnung persönlicher Vorteile zu benutzen. Diese Auffassung gilt als so selbstverständlich, daß z. B. die viel zu niedrigen Gehälter der Verwaltungsbeamten von vornherein auf sie berechnet sind. Die Auslieferung an den Balkanismus ist es, die den Siebenbürger Sachsen, den Banater Schwaben und den Szekler ebenso drückt, wie die Verweigerung der von rumänischer Seite feierlich versprochenen, durch Friedensschlüsse und Völkerbund zugesagten, praktisch aber in den Wind geschriebenen nationalen Rechte.

Aus Müller-Guttenbrunns „Götzendämmerung". Georg Trautmann, ein Banater Bauernsohn, der Ingenieur geworden ist und jahrelang in Amerika gelebt hat, kehrt zum Besuch in sein Heimatdorf zurück. Er findet die Magyarisierung in vollem Gang und unternimmt es, ihr entgegenzutreten. An einem Kirchweihtage, an dem der neue Pfarrer des Dorfes, ein Maygare, den Versuch macht, die Gemeinde zu überrumpeln, kommt es zu der folgenden Szene.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Glocken riefen heute mit gar feierlichem Klang die Gemeinde herbei, und die Kirche füllte sich zum Erdrücken. Unter Musikbegleitung kamen jetzt die Schützen und die hundert Kirchweihbuben im festlichen Schmuck vom großen Wirtshaus herab. So breit die Hauptstraße war, marschierten sie in Doppelreihen. Die Jugend, die fremden Gäste und die Dorfbewohner, die keinen Platz mehr in der Kirche fanden, bildeten Spalier. Gar stattlich sahen die Jungen aus in ihren dunkelblauen Tuchanzügen, den breiten, geschmückten Hüten und den spiegelblanken Röhrenstiefeln. Wie Perlschnüre liefen ihnen die runden, silbernen Westenknöpfe über den Leib herab und die bunten Halsbinden leuchteten unter den umgeschlagenen weißen Hemdkrägen hervor.

Weniger erfreulich war der Anblick der Schützen. Diese hatten ihre ehemalige biedere deutsche Bauerntracht mit einer Art Uniform vertauscht, ein Mittelding von Honved- und Zigeunerkapellentracht. Die ernsten, wetterharten deutschen Männer sahen zum Teil recht seltsam aus. Die Kirchweihbuben zogen in das Gotteshaus, die Schützen blieben draußen, um das Hochamt mit ihren Salven zu begleiten. Hunderte Menschen standen noch vor der Kirchentür.

Der Domherr aus Temesvar las das Hochamt zu Ehren des neuen Pfarrers. Drei Geistliche aus der Umgebung waren mit Huba Szavits seine Diakone. Dem letzteren aber kam es zu, die Festpredigt zu halten. Die erste Predigt als der vom Bischof bestellte Seelenhirt, als Pfarrer der 4000köpfigen Gemeinde. Solch ein großer Augenblick ist wohl geeignet, das Herz eines Priesters ganz mit Liebe und heiligen Gefühlen zu erfüllen. Huba Szavits war wie verklärt, als er die Kanzel bestieg und er sah eine Menge unter sich, deren Gemüter offen standen wie Ackerfurchen. Sie warteten auf den guten Samen, den der Hirte heute ausstreuen sollte.

Der Pfarrer kniete nieder und betete. Mit erhobenen Händen, wie ein Mann, der von oben die Erleuchtung für sein Werk erflehte, sprach er ein magyarisches Gebet.

Kaspar Hellebrand stieß seinen Nachbar an. Dieser gab den Stoß weiter und man sah sich verdutzt an. Wie ein Gedanke kam es über alle — er betet in seiner Muttersprache für sich — ... Aber predigen wird er ja wohl für uns! Hellebrand zählte mit dem Finger die Leute in der Kirche ab, die „un'grisch" verstanden. Es waren keine dreißig unter tausend.

Georg, der seine Orgel besser meisterte als er zu hoffen wagte, erschrak namenlos über das magyarische Gebet des Pfarrers. Er beugte sich seitwärts vor und horchte atemlos. Sein gesundes Herz — das er nicht oft im Leben schlagen gehört hatte, pochte ihm bis in die Kehle ... Den magyarischen Gesang hatte er mit seiner Drohung heute verhindern können. Wie aber, wenn der unglückselige Fanatiker auf der Kanzel ...? Was tun? Wie es hindern?

Der Prediger stand auf. Er verlas das Evangelium des Tages zuerst magyarisch, dann deutsch und begann: „Kedves testvérum! — Geliebte Brüder!" Und er sagte halb magyarisch, halb deutsch: „Da Seine Gnaden der hochwürdigste Bischof ihn hierhergestellt habe, er aber ein Magyare sei, so sei diese Kirche von heute an zweisprachig. Man möge patriotisch sein und daran kein Ärgernis nehmen. Auf ungarischer Erde dringe nur ein Gebet in ungarischer Sprache zu Gott ...

Kaum war dieses Wort gesprochen, begann ein vernehmliches Murren in den Bänken der Männer, es ging wie das Rauschen der Sensation durch die Reihen. Und mit erhobener Stimme fuhr der Prediger magyarisch fort.

Da war etwas geschehen, das mit einer Schreckensgewalt in die Menge fuhr und alle, alle wendeten ihren Blick nach rückwärts, nach dem Chor ...

Mit feierlicher Erhabenheit, groß, brausend hatte die Orgel begonnen, und als der erste Schreck gewichen war, da fielen zuerst die Männer um Kaspar Hellebrand herum, dann die anderen, zuletzt auch die hellen Stimmen der Weiber ein, und alsbald sangen es tausend Stimmen, das ewig schöne Lied:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' er uns mit weiser Hand!

— — — — — — — — — — —

Bleich, wie ein Gelähmter, stand der neue Pfarrer auf der Kanzel. Seine Lippen bewegten sich zitternd, seine Hände hatten die Brüstung krampfhaft umklammert, nur mit Mühe hielt er sich aufrecht. Mit Schrecken war sein Blick zuerst nach der Orgel gerichtet, dann floh er hilfesuchend zur Gemeinde. Aber diese achtete seiner nicht und sang inbrünstig ihr Lied, das man ihr seit vielen Jahren nicht mehr gespielt, von dem sie gar nicht wußte, daß ihr sein Wortlaut überhaupt noch geläufig war ... Nur einer saß dort, der dem Blick des Pfarrers verständnisvoll begegnete. Und als jetzt auch die zweite Strophe des Liedes angestimmt wurde und der Pfarrer dort droben schon wie am Pranger stand, da drängte sich dieser eine, bleich vor Wut, durch die Menge, stürzte auf das Chor hinauf, um den Orgelspieler zu erdrosseln.

Es war Hamóry György, der Jugendfeind Georgs. Ein starker, dunkelbrauner Mann, dem die ersten Silberfäden im Bart blitzten. Alles wich vor seinem Ansturm zur Seite; er drang vor zu Georg und riß ihm den linken Arm von der Orgel weg, daß es laut schrillte.

Georg war verblüfft von dem Überfall, aber der alte Haß flammte auf in ihm, er erhob sich blitzartig und streckte den Attentäter mit einem Faustschlag nieder. Dann spielte er kraftvoll weiter, um den Tumult zu übertönen, der rings um ihn entstanden war. Und während man Hamóry, der aus Mund und Nase blutete, aufhob und nach rückwärts trug, rief Georg seiner Umgebung immerfort zu:

„Der Pfarrer soll von der Kanzel herunter! Wir wollen seine ungarische Predigt nicht!"

Die Chorsänger gaben die Losung weiter, sie flog hinab in die Kirche und pflanzte sich fort von Mund zu Mund:

„Wir wollen keine un'grische Predigt! Wir wollen keine Predigt!"

(A. Müller-Guttenbrunn, „Götzendämmerung", Verlag von L. Staackmann, Leipzig.)

Die Deutschen in der Bukowina, in Bessarabien und der Dobrudscha. Die Bukowina oder das Buchenland, die südliche Verlängerung der einstigen Provinz Galizien, liegt am östlichen Abhang der Karpathen und hat eine sehr gemischte Bevölkerung aus Rumänen, Ukrainern, Deutschen, vielen Juden und einigen Magyaren. Sie war ein eigenes österreichisches Kronland mit deutscher Amtssprache. In der Hauptstadt Czernowitz gab es eine deutsche Universität. Das Deutsche diente daher als die vermittelnde Kultursprache im Lande. Außer dem deutschen Element in den Städten gibt es eine ziemliche Anzahl deutscher Dörfer, bis hoch in die Karpathen hinauf, im Vorlande von Bauern, im Gebirge oft von Holzfällern bewohnt. Von diesen Siedlungen ist ein Teil ebenfalls, wie in Siebenbürgen und im Banat, zur Zeit Josephs II. durch planmäßige Kolonisation entstanden; andere haben sich allmählich, schon seit der alten polnischen Zeit, durch tropfenweise Einwanderung, durch Ansetzung von Seiten einzelner Grundherren, vielfach durch Zuzug von Deutschen aus dem benachbarten Galizien, gebildet. Auch die österreichische Verwaltung hat im Laufe von 150 Jahren viel Deutsche hergebracht, sowohl durch das

Beamtentum, als auch dadurch, daß österreichische Soldaten nach Beendigung ihrer Dienstzeit als Handwerker, Musiker, Waldwächter, Kleinkrämer usw. im Lande sitzen blieben und deutsche Mädchen heirateten. Es gibt also Deutsche aller Stände und Berufe in der Bukowina, vom Universitätsprofessor, den die Rumänen bei der Romanisierung der Universität natürlich entlassen haben, bis zum Holzknecht. Ein besonderer innerer Zusammenhang zwischen diesen deutschen Elementen hat früher nicht bestanden und ist jetzt eben erst unter dem rumänischen Druck, der sie alle gemeinsam trifft, in der Bildung. Man schätzt, daß gegen 70000 Deutsche in der Bukowina leben.

Ungefähr ebenso zahlreich, nur weit ausgesprochener in rein dörflichen Bauernsiedlungen zusammengeschlossen, sind die Deutschen in Bessarabien. Dieses Land hat seinen Namen von einem alten rumänischen Heerführer namens Bassaraba. Es liegt zwischen Pruth und Dnjestr und ist nur in seinem westlichen Strich von Rumänien, im übrigen von Ukrainern, Bulgaren, Juden und einigen Russen und Griechen bewohnt. Außerdem gibt es besonders viele Zigeuner. Bis hierher reicht die berühmte Schwarzerde, ein Gemisch von Löß und Humus, die sich nördlich vom Schwarzen Meer über große Räume ausbreitet und sehr fruchtbar ist. Als Kaiser Alexander I. von Rußland um 1820 Bessarabien von den Türken erobert hatte, ließ er Bauernkolonisten aus Deutschland, namentlich aus Württemberg, dorthin einladen. Die ursprüngliche Zahl der Familien war nicht groß; durch ihre hohe Kinderzahl haben sie sich aber im Laufe von drei bis vier Generationen stark vermehrt. Es sind auch Tochtergründungen von anderen deutschen Kolonien in Südrußland dazugekommen. Das Zentrum der deutschen Siedlung in Bessarabien liegt bei Tarutino, einem großen Marktflecken. Das Leben dieser Bauern, in der Mehrzahl Protestanten, steht noch ganz unter den Regeln des Althergebrachten. Kirchlicher Glaube und eine strenge Kirchenzucht sind herrschend. Die Interessen reichen wenig über das Dorf hinaus. Ein Pfarrer hat 5 bis 7 oder noch mehr Kirchen zu bedienen und predigt Sonntags reihum in den Dörfern seines Kirchspiels. Wenn er nicht amtieren kann, so vertritt ihn der Küster, der aber nur das Recht hat, eine Predigt vorzulesen, nicht selbst zu predigen. In jüngster Zeit entsteht durch die Gründung höherer Schulen, namentlich eines deutschen Gymnasiums in Tarutino, auch ein gebildeter deutscher Nachwuchs in Bessarabien, und damit eine weltliche jüngere Führerschaft neben der bisherigen rein kirchlichen. Vor kurzem haben bei bolschewistischen Unruhen in Bessarabien die deutschen Bauern mit der Waffe sehr entschieden Partei gegen die Bolschewisten genommen, und die rumänische Regierung, die sehr in Sorge vor dem Bolschewismus lebt, hat ihnen zum Dank für diese Haltung einstweilen den deutschen Charakter ihres Schulwesens zugestanden.

Von Bessarabien aus sind im Lauf des letzten halben Jahrhunderts einzelne Züge über die Donau nach der Dobrudscha gelangt und haben dort in der Stille eine Anzahl Dorfschaften, die sich aber gleichfalls ihr Kirchen- und Schulwesen geschaffen haben, gebildet. Dieses weit entlegene Deutschtum in der Dobrudscha ist erst durch den Weltkrieg bekannt geworden, in dessen Verlauf deutsche Truppen dorthin gelangten. Es zählt etwa 8000 Seelen, dehnt sich aber sehr kräftig aus, da die Kinderzahl besonders hoch und noch genügend Land in dem dünn bevölkerten Gebiet zu kaufen ist. Die Bevölkerung der Dobrudscha besteht aus Rumänen, Bulgaren, Türken, einer Anzahl aus dem Kaukasus stammender Tscherkessen, die jetzt abwandern, und Griechen.

Das gesamte rumänische Deutschtum ist zusammengeschlossen in dem 1921 auf einem deutschen Tag in Czernowitz gegründeten „Verband der Deutschen in Großrumänien", der eine organisierte Vertreterschaft, 14 Abgeordnete im rumänischen Parlament und regelmäßige, wenn auch nur unter Schwierigkeiten aufrechtzuerhaltende und zu beschickende Tagungen besitzt. Man kann noch nicht sagen, daß die zum Teil weit voneinander entfernten und an ein geschlossenes deutsches Eigenleben noch wenig Gewöhnten, auch erst seit kurzem in einen Staat hineingeratenen und miteinander bekannt gewordenen Deutschen Rumäniens schon eine völlig nationale Kulturgemeinschaft bilden. Dazu ist auch ihr Entwicklungsgrad noch zu verschieden. Sie sind aber auf dem Wege

dazu, und was das Entscheidende ist: das deutsche Gefühl und der Wille, **deutsch zu sein und deutsch zu bleiben**, ist bei jedem einzelnen Bestandteil des rumänischen Deutschtums, dessen Führerschaft zunächst natürlich bei den Siebenbürger Sachsen liegt, so bewußt und so entschieden geworden, daß die dauernde Erhaltung beim deutschen Wesen keinem Zweifel mehr unterliegt.

Die Deutschen in Jugoslawien

Der offizielle Name des für gewöhnlich Südslawien oder Jugoslawien genannten Staats ist „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen" (öfters abgekürzt, nach der serbischen Schreibweise: „S. H. S."). Nach offizieller Zählung hatte es (1922) rund 11,7 Millionen Einwohner, hiervon etwas über 0,5 Millionen Deutsche. Diese Zahl ist wahrscheinlich zu gering; die südslawischen Deutschen gaben selber zwischen 600000 und 700000 Volksgenossen an. Der Hauptunterschied liegt in Slowenien, der früheren österreichischen Provinz Krain mit den durch den Friedensschluß dazugeschlagenen Teilen von Südsteiermark. Hier ergab die Zählung zur österreichischen Zeit 110000, unter südslawischem Regiment nur noch 40000 Deutsche. Es wird sich hier sowohl um gewaltsame Beeinflussung des Ergebnisses durch die slowenischen Zähler als auch um den Übergang „doppelsprachiger" Elemente mit dem Wechsel der Herrschaft vom Deutschtum zum Slowenentum handeln. Die tatsächliche Zahl der Deutschen in Jugoslawien wird schwerlich geringer sein als 600000.

Es wären noch mehr Deutsche unter die jugoslawische Herrschaft gekommen, wenn nicht die bewaffnete Erhebung der Kärntner den Südteil ihres Landes vor der Annexion an Jugoslawien gerettet hätte. Jugoslawische Truppen versuchten Kärnten bis einschließlich Klagenfurt zu besetzen. Nicht nur die Deutschen, sondern auch ein großer Teil der südkärntnerischen Slowenen hielt aber an der Geschlossenheit ihres Heimatlandes und an seiner Zugehörigkeit zu Österreich fest. Der Volkswiderstand nötigte die Alliierten, unter amerikanischem Druck, eine Abstimmung zuzulassen, die am 10. Oktober 1920 in der südlichsten, stark slowenischen Zone, obwohl das Abstimmungsgebiet von jugoslawischem Militär besetzt war und alle Vorteile auf dieser Seite lagen, mit einem Stimmenverhältnis von 6 :4 den deutschen Sieg brachte. Daraufhin wurde von den Gegnern die Abstimmung in der nördlichen Zone aufgegeben. Dieser Erfolg war ein Zeugnis dafür, was mit Hilfe von tirolischen und steierischen Freiwilligen die Bevölkerung eines kleinen deutschen Alpenlandes sich durch nationale Tapferkeit zu erringen vermochte.

Im eigentlichen Serbien, d. h. im früheren Königreich, gibt es Deutsche mit jugoslawischer Staatsangehörigkeit nur sehr wenige, ebenso in Dalmatien. In Bosnien existieren von der österreichischen Zeit her deutsche Bauernkolonien und etwas Deutschtum in den Städten, nach der letzten amtlichen Zählung zusammen etwa 16000 Seelen. Die Hauptmasse des Deutschtums lebt in den drei Landschaften, die früher, als sie noch zu Ungarn gehörten, als Banat, Bačka und Baranya bezeichnet wurden. Vom Banat ist nur der kleinere Teil an Jugoslawien, der größere an Rumänien gekommen. Unter der Bačka versteht man das südlichste Stück der ungarischen Tiefebene im Winkel zwischen dem Unterlauf der Theiß und der Donau; die Baranya ist die sogenannte „Schwäbische Türkei", mit dem alten Zentrum Fünfkirchen, wovon durch das Friedensdiktat der größere Teil bei Ungarn belassen, der kleinere an Jugoslawien gegeben wurde. In diesen früher ungarischen Landschaften wohnen nach deutscher Schätzung 400000, nach der jugoslawischen Zählung 330000 Deutsche, wobei alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die deutsche Zahl richtiger ist. Die Bačka und die jugoslawischen Anteile am Banat und an der Baranya werden jetzt zusammengefaßt als die „Vojvodina". Außerdem lebt noch eine erhebliche Zahl von Deutschen — nach deutscher Angabe über 130000, nach jugoslawischer 122000 Seelen — in dem früher Slawonien oder Syrmien genannten, jetzt zu Kroatien gerechneten Gebiet zwischen der Save im Süden, der Drau und der Donau im Norden.

Die beiden Hauptgruppen deutscher Bevölkerung im S. H. S.-Staat sind also die Deutschen in Slowenien und die Deutschen in der Vojvodina und in Syrmien. Die letzteren werden, gleich



Schwäbisches Paar bei der Kirchweih



Schwäbische Dorfstraße im Banat

dem ganzen früheren ungarländischen Deutschtum mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen, allgemein als „Schwaben" bezeichnet, obwohl sie, wie schon bei der Besprechung des Deutschtums in Großrumänien ausgeführt wurde, nur zum kleinsten Teil schwäbischer Herkunft sind. Auch ihre Ansiedlung erfolgte am Anfang und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit jenen großen „Schwabenzügen", die nach dem Siege des Prinzen Eugen über die Türken von der österreichischen Regierung nach den befreiten südungarischen Gebieten gelenkt wurden.

Von den Schwaben Jugoslawiens gilt dasselbe wie von den Schwaben in Großrumänien: sie sind wohlhabend, ja reich, aber sie sind allesamt Bauern: „ein großer mächtiger Körper ohne Kopf", d. h. ohne den von unten nach oben durchgehenden sozialen Aufbau der Stände, der aus einem bloßen Volkstum erst ein wirkliches „Volk" macht, so wie es z. B. die Siebenbürger Sachsen trotz ihrer nicht großen Zahl sind. Im übrigen galt auch schon im letzten Jahrzehnt der ungarischen Herrschaft von der Bačka dasselbe, was vom Banat galt: der deutsche Geist war im Aufwachen begriffen. Die Deutschen in Slowenien dagegen sind nicht nur Bauern, sondern auch Bürger, Handwerker, Arbeiter und Akademiker. Sie sind auch nicht, wie die ungarländischen Schwaben, erst seit zwei Jahrhunderten im Lande, sondern sie gehören zu der großen Welle der alten, ursprünglich durch den bayrischen Stamm genährten Kolonisation der österreichischen Alpenländer, deren Anfänge noch in die karolingische Zeit zurückgehen. Diese große Welle kam, wie es scheint, gegen Ende des Mittelalters, ungefähr auf der jetzigen Sprachgrenze zum Stehen. Es sind aber schon in alter Zeit einzelne deutsche Posten bis tief in das slowenisch gebliebene Gebiet eingeschoben worden, von denen sich die große, von deutschen Bauern besiedelte Sprachinsel um das Städtchen Gottschee bis heute erhalten hat. Ebenso hatten die vor der geschlossenen Sprachgrenze liegenden Städte, wie Marburg an der Drau, Cilli, Pettau und andere, ein starkes deutsches Bürgertum und vor der Übergabe an den südslawischen Staat auch die geschlossene Mehrheit mit deutsch sprechender Umgebung. Diese Deutschen besaßen einen Rückhalt an der gesamten deutschen Kultur in Österreich; sie waren ihre am weitesten nach Süden reichenden Vorposten, und die geistige Verbindung zwischen ihnen und dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet war herüber und hinüber lebendig. Es gibt nicht wenig Deutsche aus Slowenien, die in der Welt einen Namen gewonnen haben. Zu ihnen gehören Graf Anton Auersperg, mit seinem Dichternamen Anastasius Grün, der Admiral Tegetthoff, der die Italiener bei der Insel Lissa besiegte, der Tondichter Hugo Wolf, der Erfinder der Schiffsschraube Josef Ressel und andere. Die Grenzlinie, die zwischen dem slowenischen Deutschtum und dem Mutterlande durch den Frieden gezogen wurde, zerschnitt zwar die Zusammenhänge, aber sie hat zunächst noch nicht die inneren Kräfte ihres Volkstums zerstört.

Der heutige jugoslawische Staat ist entstanden auf Grund der großserbischen Idee und großserbischen Propaganda. Er umfaßt, außer beinahe 15% Minderheiten (Deutsche, Magyaren, Albanesen, Türken, Walachen, Italiener) zwei nahe verwandte slawische Völker: 9,5 Millionen Serben und 1,3 Millionen Slowenen. Die letzteren bildeten viele Jahrhunderte lang einen Bestandteil der habsburgischen Völker- und Ländermasse. Bis zum 16. Jahrhundert gab es weder eine slawische Kultur noch ein slowenisches Schrifttum. Durch die Reformation wurden zuerst die Bibel und andere religiöse Schriften in die „windische" Sprache übersetzt, aber eine slowenisch sprechende Oberschicht existierte nicht bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Die ersten slowenischen Dichter und Gelehrten fußten noch ganz und gar auf der deutschen wissenschaftlichen Kultur. Slowenisch-nationale Bestrebungen setzten deutlich erst seit 1848 ein. Damit kam die bis zur Mitte des Jahrhunderts im Fortschritt begriffene Germanisierung zum Stehen, und der nationale und Sprachenkampf begann allmählich. Je länger, desto mehr kam das Slowenentum ins Vordringen, namentlich durch Kinderreichtum und Landkauf und durch die Hilfe der nationalen Geistlichkeit.

Die Serben standen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts teils unter türkischer, teils unter habsburgischer Herrschaft. Dadurch haben sich so große Verschiedenheiten zwischen ihnen herausgebildet, daß Serben und Kroaten heute als zwei selbständige Nationen betrachtet werden müssen,

die einen mit mehr westlicher, die andern mit östlicher Kultur (was sich auch in der verschiedenen Schrift ausdrückt) und einem gesonderten, ja gegensätzlichen geschichtlich nationalen Bewußtsein. Die Mehrzahl der Serben ist griechisch-orthodox; in Bosnien lebt eine halbe Million serbische Mohammedaner; die Kroaten und Dalmatiner sind katholisch.

Nachdem ein Teil des serbischen Volks anfangs mit eigener Kraft, später mit russischer Hilfe, sich von der Türkenherrschaft befreit hatte, wurde das neue serbische Königreich bald eine wichtige Figur im politischen Spiel der Großmächte. Vor allen Dingen bemächtigte sich Rußland des Protektorats über die von der großserbischen Partei genährten Bestrebungen auf Vereinigung aller Serben in einem großserbischen Staat. Für dies Ziel waren zwei Lösungen denkbar: Aufnahme des gesamten Serbentums in die österreichisch-ungarische Monarchie in einem staatlichen Verhältnis, etwa ähnlich demjenigen Ungarns zu Österreich (Trialismus) — oder Zertrümmerung Österreich-Ungarns und Vereinigung seiner von Serben bewohnten Gebiete mit dem Königreich. Der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand dachte an die erstere Lösung und wurde gerade um deswillen von großserbischen Fanatikern ermordet. Jene Bombenwürfe eröffneten den Weltkrieg, an dessen Ende aus den Trümmern Österreich-Ungarns außer dem tschechoslowakischen und großrumänischen auch der großserbische Staat mit seiner deutschen Minderheit entstand.

Am Anfang war das Verhalten der Serben zu der innerhalb der Staatsgrenzen eingeschlossenen deutschen Minderheit nicht feindselig. Nur die Slowenen, die schon seit Jahrzehnten im nationalen Kampf mit den deutschen Mitbewohnern Sloweniens gestanden hatten, begannen sofort eine erbitterte Deutschenverfolgung, die sich vor allen Dingen auf die deutschen Vereine erstreckte. Formell ist auch Jugoslawien den Bestimmungen des Versailler Friedens und der Aufsicht des Völkerbundes in bezug auf die Rechte der Minderheiten unterworfen. Nach dem Übergang des Landes unter jugoslawisches Regiment wurde von der großen schwäbischen Gruppe der deutsche „Kulturbund" gegründet und zunächst von den Behörden nicht gehindert. Den Deutschen wurde ein eigenes Schulwesen, von der Dorfschule bis zum Gymnasium, zugestanden, wobei allerdings die Praxis der unteren Verwaltungsstellen in den verschiedenen Gebieten verschieden war — teils gleichgültig oder selbst wohlwollend, teils schikanös. Das deutsche Vereinsleben wurde nicht gestört, und man ließ auch die Deutschen sich als politische Partei für das serbische Parlament, die Skupschtina, organisieren. Bei der ersten Wahl, die ungestört verlief, brachten sie im ganzen, einschließlich Sloweniens, 8 Abgeordnete durch.

Dieser für die Deutschen verhältnismäßig günstige Stand der Dinge dauerte jedoch nicht lange. Vor allen Dingen war in Slowenien sofort der Vernichtungskampf gegen die Deutschen eröffnet worden. Alle deutschen Schulen wurden bis auf wenige beschlagnahmt. Auf je hundert frühere Schulklassen mit deutscher Unterrichtssprache verblieb nur eine, und an den wenigen, die bestehen blieben, wirkte kein einziger deutscher Lehrer. Deutsche Privatschulen wurden nicht genehmigt. Hunderte von deutschen Vereinen wurden aufgelöst, die Gebäude den Deutschen ohne Entschädigung fortgenommen. Die deutschen Turnvereine wurden aufgelöst, ihre wertvollen Häuser und Geräte wurden geraubt und von den Behörden selbst der slowenischen Turnerschaft übergeben. Über dem Tor des deutschen Friedhofs von Cilli stand die alte Inschrift: „Hier endet Neid, Verfolgung und Klage." Die deutsche Gemeinde wurde gezwungen, sie herunterzunehmen, weil keine öffentliche deutsche Aufschrift geduldet würde. Wenn eine deutsche Zeitung etwas von Bedrückung zu schreiben wagte, so wurde der Schriftleiter zum Bezirkshauptmann gerufen und ihm eröffnet, daß die Behörde weder für das Leben noch für das Eigentum der deutschen Herausgeber haften könne. Bomben wurden gegen deutsche Festsäle und Geschäftslokale geschleudert, deutscher Vereinsgesang in geschlossenen Räumen vor einem geladenen Publikum verboten. Dem deutschen Abgeordneten von Cilli wurde durch einen Steinwurf aus einem slowenischen Volkshaufen der Schädel gebrochen. Keine Rede davon, daß der Täter bestraft worden wäre.

Die brutalste aller Gewalttaten und zugleich ein Musterbeispiel für die Art des Vorgehens gegen die Deutschen war der Raub des Deutschen Hauses in Cilli. Es gab ein deutsches

und ein slowenisches Vereinshaus, die als Heim für die nationalen Vereine und zur Abhaltung von Versammlungen und Festlichkeiten dienten. Durch eine Reihe von Rechtsbeugungen schlimmster Art ist den Deutschen in einem durch Jahre hingeschleppten Verfahren ihr wertvolles Haus ohne Entschädigung und ohne stichhaltige Begründung fortgenommen und der mit deutschen Geldern geschaffene Bau mit allem Inventar an einen zu dem Zweck gegründeten slowenisch-chauvinistischen Verein übergeben worden. Raub und Beschlagnahme deutschen Eigentums hat sich im slowenischen Gebiet in den Jahren nach dem Kriege oft genug wiederholt, aber es geschah in den ersten wirren Jahren nach dem Umsturz, wo Verfassung und Rechtswesen im neuen jugoslawischen Staat noch nicht geordnet waren. Der Raub des deutschen Hauses in Cilli hat aber darum so starke Empörung hervorgerufen, weil ausdrücklich jedem jugoslawischen Staatsbürger, welchem Volk auch immer er zugehören möge, durch Gesetz und Verfassung das gleiche Recht zugesichert ist. Die Deutschen in Slowenien haben beschlossen, sich wegen dieses Vorfalls an den Völkerbund zu wenden. Das Vorhaben der deutschen Abgeordneten im Belgrader Parlament, die Klage mit zu unterzeichnen, wurde von amtlicher Stelle durch Androhung schwerer Vergeltungsmaßnahmen gegen das Deutschtum in der Vojvodina verhindert.

Auch im übrigen jugoslawischen Gebiet schlug die Behandlung der Deutschen bald nach der ersten Parlamentswahl im Jahre 1923 um. Der großserbische Zentralismus, der von der radikalen Partei im früheren Königreich ausgeht und die Nivellierung aller im S.H.S.-Staat bestehenden Unterschiede verlangt, konnte sich auf die Dauer nicht mit der Existenz einer deutschen Kulturgemeinschaft in Jugoslawien befreunden. Der Ministerpräsident Paschitsch, der eigentliche Regent Serbiens, ließ den Kampf gegen das Deutschtum auf der ganzen Linie eröffnen. Der Kulturbund wurde 1924 aufgelöst, deutsche Schulen und Klassen geschlossen oder der Unterricht durch Terrorismus am Orte verhindert, Versammlungen verboten oder auseinandergetrieben und die Behörden unterließen es, die deutsche Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, vor willkürlichen Mißhandlungen, Stockprügeln und Bastonaden (Zerschlagung der Fußsohlen zu blutendem Fleisch) durch die Gendarmen zu schützen.

Den Höhepunkt erreichte der Terror bei den Neuwahlen zum Parlament im Frühjahr 1925. Die deutsche Wählerschaft wurde durch amtlichen Druck und durch bewaffnete Banden bedroht, hielt aber trotzdem Stand und brachte 6 Abgeordnete für die Skupschtina durch. Es wären mehr gewesen, wenn ganz korrekte Wahlen stattgefunden hätten. Der Führer der Deutschen in den schwäbischen Bezirken, der Rechtsanwalt Dr. Stephan Kraft und seine Begleiter, wurden, als sie sich zu einer Wahlversammlung begaben, von einer Bande unter Führung von Ortsbeamten überfallen, mit Revolvern beschossen, und Dr. Kraft wurde durch Hiebe mit schweren Knütteln so schwer verletzt, daß nur sein starker Körper und deutsche ärztliche Kunst ihn nach wochenlangem Darniederliegen zwischen Tod und Leben gerettet haben. Seitdem hat an einzelnen Stellen der Terrorismus gegen die Deutschen um ein geringes nachgelassen. Der Kulturbund ist nominell wieder erlaubt, wenn auch faktisch durch alle möglichen Schikanen behindert. Von wirklicher Freiheit, sich zu deutschen Vereinen und Veranstaltungen zusammenzuschließen, Geld für deutsche Kulturzwecke zu sammeln, deutsche Büchereien und dergleichen zu gründen, ist noch keine Rede. Alles dieses, und noch viel mehr, ist den Deutschen in Jugoslawien durch Friedensverträge und Völkerbund auf dem Papier gewährleistet, aber es bestehen keine Sicherheiten dafür, daß die Bestimmungen gehalten werden, und die Gendarmen kümmern sich um keinen Völkerbund!

Das Deutschtum in Ungarn

Das frühere Ungarn, bis zum Jahre 1918, zählte in seinen Grenzen unter fast 20 Millionen Einwohnern etwa 2 Millionen mit deutscher Muttersprache. Davon nahmen die Siebenbürger Sachsen, wie wir gesehen haben, eine besondere Stellung ein. Die übrigen Deutschen waren teilweise bürgerliche Stadtbevölkerung, am zahlreichsten in der Hauptstadt Budapest und in der alten deutschen Stadt Preßburg. Ursprünglich waren ja fast alle ungarischen Städte, als königliche Gründungen, von herbeigerufenen deutschen Einwohnern erbaut und nach deutschem Recht

Deutsche Gemeinde Högyész, Komitat Tolna. Vor dem Segen am Sonntag

Wo der berühmte Villányer Rotwein wächst
(Fünfkirchener Gebiet)

besiedelt worden. Die Hauptmasse der ungarländischen Deutschen aber wohnte und wohnt als Bauern auf dem flachen Lande. Es gab, abgesehen von den Sachsen in Siebenbürgen, folgende Hauptsiedlungsgruppen:

1. Die Heinzen im sogenannten Burgenlande, zwischen dem Neusiedler-See und der Donau, und die Heidebauern nördlich davon bei Ungarisch-Altenburg und Wieselburg. Dies Gebiet war schon im 11. Jahrhundert von Deutschen bewohnt und eine Zeitlang zwischen Österreich und Ungarn strittig. Das Volk spricht auf dem Lande noch deutsch, während die Städte, wie Oedenburg, Wieselburg und Preßburg, schon stark magyarisiert sind. Beim Friedensschluß kam Preßburg an die Tschechoslowakei und das eigentliche Burgenland wurde nach längerem Hin und Her so geteilt, daß das kleinere Stück bei Ungarn blieb, das größere dagegen an Österreich kam. Die Absicht der Entente war, hierdurch die beiden reduzierten Kleinstaaten Österreich und Ungarn dauernd voneinander zu trennen.

2. Die Schwaben in Mittelungarn, im Gebiet des Bakonywaldes, des Schildgebirges und in der Umgegend von Budapest. Diese gehören zu der großen, durch die Zeiten Karls VI., Maria Theresias und Josephs II. sich hinziehenden Kolonisierung des den Türken wieder abgenommenen und großenteils verödeten ungarischen Bodens.

3. Die Donauschwaben, bei weitem die Hauptmasse. Von ihrem Siedlungsgebiet ist nur der größere Teil des Fünfkirchener Landes mit der Stadt selbst und der kleinere Teil der Bačka bei Ungarn geblieben. Von den zwei Millionen Deutscher, die es vor dem Kriege in Ungarn gab, sind in dem auf ein Drittel verkleinerten und auf knapp 8 Millionen reduzierten Staat noch etwa 600000 übrig geblieben.

Die innere Geschichte der Schwaben, d. h. der Nachkommen der aus dem oberrheinischen Deutschland im 18. Jahrhundert eingewanderten Kolonisten, ist schon bei der Schilderung des Deutschtums in Großrumänien erzählt worden. Die Schwaben haben ein deutsches Volkstum entwickelt, aber sie sind nicht bis zur Volkheit gelangt, weil sie nicht aus sich selbst heraus eine national führende Oberschicht erzeugten. Die Sachsen wurden ein halbes Jahrtausend früher von den ungarischen Königen berufen, um das Land vor den Gebirgspässen, durch die der Feind nach Ungarn einzufallen pflegte, zu kultivieren und zu verteidigen; die schwäbischen Kolonisten aber wurden herbeigerufen, um wüst gewordene Äcker zu bebauen, Sümpfe auszutrocknen, Vieh zu züchten und Wein zu pflanzen. Das alles haben sie redlich getan, aber wer von ihrem jungen Nachwuchs mehr erreichen wollte als ein wohlhabender Bauer zu werden, mit schönen Pferden, gutem Haus und vollem Maisspeicher, der ging in die magyarische Schule.

Des Morgens in der Frühe, wenn in der Hauptstadt Budapest die Städter noch schliefen, dann kamen die Schwabenwagen aus der Umgegend mit Gemüse und Obst, mit Eiern und Geflügel auf den Lebensmittelmarkt gefahren, und die Menschen, die daneben schritten und darauf saßen, waren so deutsch wie ihre Vorfahren, die vor 200 und vor 150 Jahren auf der Donau aus dem Reich herabgezogen kamen. Sie sprachen noch dieselbe Sprache, sie hatten noch denselben zähen Fleiß und dieselbe Freude am Bauerntum. Aber auch ihr Gesichtskreis und die Welt ihrer Interessen war nicht weiter geworden, und der Städter, der Beamte, der Großgrundbesitzer in seinem Schloß, die alle magyarisch sprechen, waren für ihre Vorstellung noch die „Herrischen", zu denen nur aufsteigen kann, wer ihre Sprache annimmt, in ihre Gesellschaft und Kultur eintritt, die außerhalb der Welt des schwäbischen Bauern liegt. Der richtige Ungar ist noch heute ein Sohn der Ebene, wie seine Vorfahren, die als berittenes Kriegervolk das mittlere Donautiefland einnahmen. Als nach dem Fall der Türkenherrschaft die deutschen Ansiedler gerufen wurden, da setzten sie sich in Mittelungarn in das bergige und waldige Gelände eines Gebirgszuges, der als letzter Alpenausläufer von der Mur bis an das Donauknie bei Waitzen streicht, das Schild- und das Bakonygebirge. Dort liebte der Magyare nicht zu siedeln, dem deutschen Pfälzer und Badener aber war dieses Land gerade recht. Es erinnerte ihn an die Heimat. Dort sitzt er noch heute, aber es gibt nur wenige, die von ihrer Herkunft mehr wissen, als daß sie aus Deutschland stammen.

Es wird halt Württemberg sein, meinen sie, weil dort die Schwaben wohnen, zu denen sie zu gehören glauben. Ihre Sprache aber zeigt, daß sie Franken sind.

Auch in der „Schwäbischen Türkei“ in Südungarn, zwischen Drau und Donau, erhebt sich bei Fünfkirchen ein Hügelland, das Mecsekgebirge. Dorthin gingen auch die Kolonisten, die Prinz Eugen der edle Ritter auf seine Güter rief. Ganz im Tiefland wurde nur die Banater Siedlung angelegt. Wer dorthin kam, mochte sich an die Rheinebene erinnert fühlen, die abwärts von Speyer und Worms im 18. Jahrhundert an manchen Stellen mit ihrem Gewirr von Flußarmen und Altwassern, mit ihrem Röhricht und den bei hohem Wasserstand überschwemmten Strecken auch noch nicht viel anders aussah, als das Land am Unterlauf der Theiß und an der Temes. Überall war Arbeit nötig, deutscher Fleiß, um zu roden, Wege zu bauen, Kanäle zu graben, Dämme aufzuschütten. Bei diesem Arbeitsleben haben die ungarländischen Deutschen es bewenden lassen, und es hat seine Früchte getragen: für den ungarischen Staat, die ungarische Wirtschaft und die Leistungskraft der ungarischen Oberschicht noch mehr als für die Schwaben, denn es ist eine große Menge vom besten Schwabenblut aus eigener Wahl zu ungarischem Blut geworden und hat den Ungarn reichlich Beamte, Führer der Wirtschaft, ja sogar Staatsmänner, Musiker und Dichter geliefert. Franz Liszt z. B. war ein Oedenburger Heinzenkind.

Im heutigen Ungarn hat, so scheint es wenigstens fürs erste, die vor dem Weltkrieg planmäßig und fest verfolgte Entdeutschungspolitik der Magyaren sich in dem Sinne gemildert, daß den Deutschen jetzt etwas Freiheit in der eigentlich entscheidenden, der Schulfrage, gelassen werden soll. Wirkliche deutsche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache sind aber bisher, ausgenommen das Burgenland, nirgends in Ungarn entstanden. Daß die Deutschen in einem fremden Lande, dessen Bürger sie sind, die Staatssprache gründlich lernen, ist ebenso selbstverständlich, wie daß ihre Arbeit aufrichtig dem Staatswohle dienen muß. Was sie dafür verlangen dürfen, und was auch das Mutterland mit ihnen verlangt, ist einzig, daß sie ein Bestandteil der deutschen Kulturwelt bleiben und nicht ihr Volkstum verlieren. Das wird erst möglich, wenn ihre Jugend durch deutsche Schulen soweit gebracht wird, daß sie für das Verständnis der großen Errungenschaften deutschen Geistes aufgeschlossen wird, daß sie deutsche Bücher lesen, deutsche Reden hören und deutsche Hochschulen aufsuchen kann. Wenn man berücksichtigt, daß die ungarischen Deutschen bis zum Kriege keine eigene intelligente Schicht besaßen und auch jetzt noch von den Lokalbehörden in der Schulsache fortgesetzt bevormundet und gehindert werden, so ist es erstaunlich, daß sich unter ihnen jetzt wieder ein starkes und zukunftsreiches Deutschbewußtsein zu bilden beginnt.

Das baltische Deutschtum

Deutschland hat während der zweiten Hälfte des Mittelalters eine überseeische Kolonie besessen, Livland, deren Anfänge auf den Ostseehandel Lübecks im 12. Jahrhundert zurückgingen. Damals war Wisby auf der schwedischen Insel Gotland ein großer Stapelplatz, wo sich die Kaufleute aus Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland trafen. Die russischen Waren, namentlich Pelze und Wachs, das im Mittelalter in großer Menge für die Kirchen gebraucht wurde, kamen auf zwei Wegen: von Nowgorod durch die Newamündung und von Polozk auf der Düna. Im Dünatal saßen russische Kleinfürsten, Vasallen von Polozk, schon bis nahe an die Mündung, und im Norden, im Estenlande, war Dorpat unter dem russischen Namen Jurjew zeitweilig schon eine Zwingburg der Nowgoroder Fürsten gewesen. Das Vordringen der Russen gegen die Ostsee und die Ankunft der Deutschen in Livland stießen daher feindlich aufeinander. Um 1160 fanden Lübecker Kaufleute, die es vorzogen, selber die Quellen des russischen Handels aufzusuchen, statt in Wisby die Waren aus zweiter Hand zu erhalten, den Weg in die Mündung der Düna. Über 30 Jahre kamen sie Sommer für Sommer, handelten mit Russen und Liven und kehrten im Herbst nach Hause zurück. Einmal, im Jahre 1185, kam mit ihnen ein deutscher Mönch, Meinhard, aus dem Kloster zu Segeberg in Holstein. Der entschloß sich, auch den Winter über im Lande zu bleiben, baute eine Kirche und ein festes steinernes Haus am Dünaufer und wurde vom Bremer Erz-

bischof zum Bischof der Liven geweiht. Das war der Anfang des Deutschtums in Livland. Nach Meinhards Tode kam ein Mann von größerem Format an seine Stelle, Albert, ein Bremer Domherr. Dieser gründete an Stelle des bisherigen Sommermarkts der Lübecker eine feste deutsche Stadt, Riga, im Jahre 1201, und im Jahre danach den Orden der Schwertbrüder, um die Eingeborenen dem Christentum zu unterwerfen. 1207 erklärte König Philipp von Hohenstaufen Livland als einen Bestandteil des Deutschen Reichs.

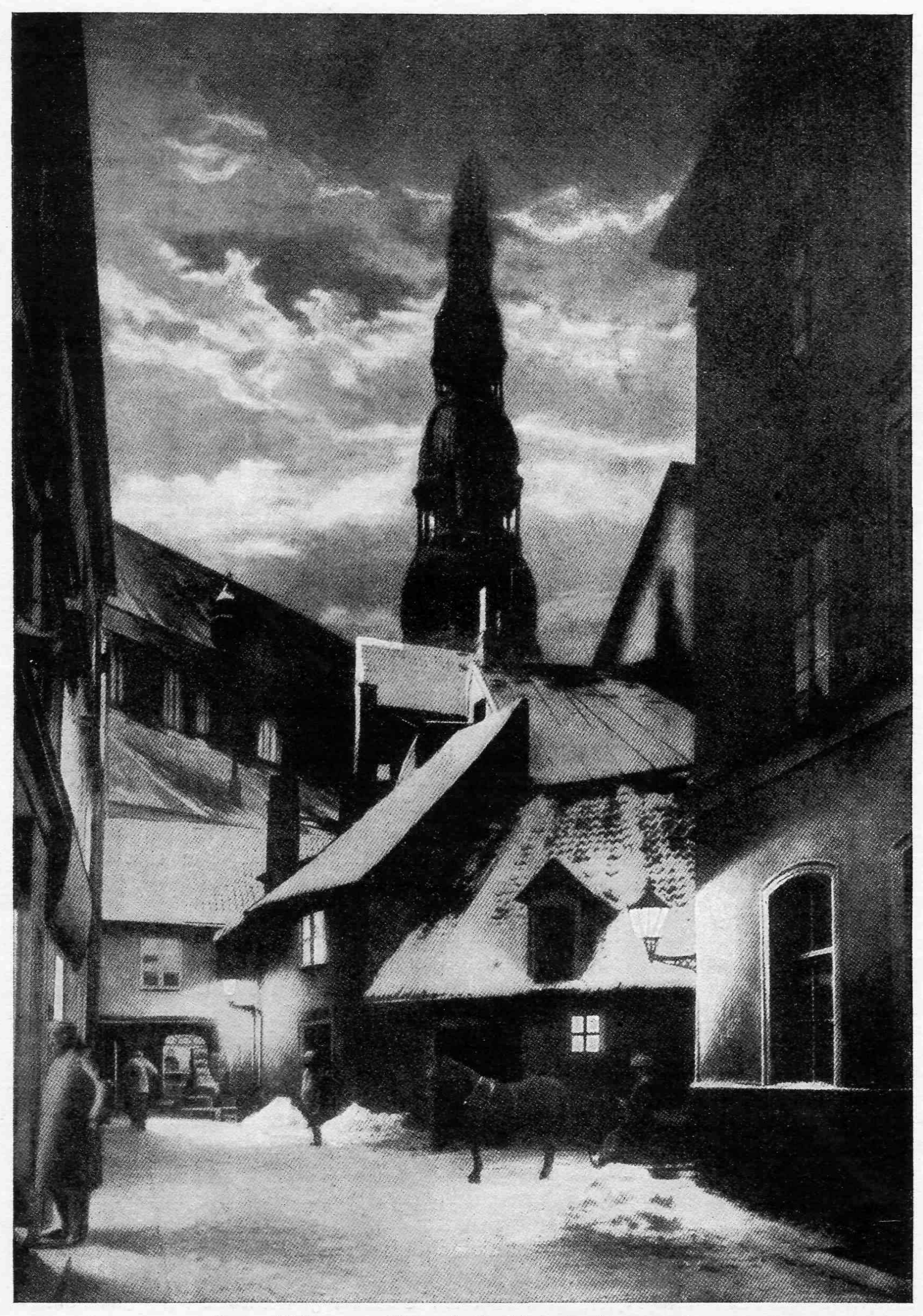
Der Schwertbrüder-Orden ging bald in einer schweren Schlacht gegen die Eingeborenen zugrunde, und seine Reste vereinigten sich mit dem Deutschen Orden, der kurz vorher nach Preußen gekommen war und nun auch in Livland Fuß faßte. Der Landmeister von Livland, der seinen Sitz in der mächtigen Burg zu Wenden hatte, wurde, nächst dem Hochmeister in der Marienburg, der oberste unter den Gebietigern des Ordens, der nun mit dem Bischof zusammen das Werk der Eroberung und Bekehrung in die Hand nahm. Im Süden wohnten die Kuren, Letten und Liven, im Norden die Esten. Letten und Esten haben sich durch die Jahrhunderte behauptet, die übrigen sind ausgestorben oder mit jenen verschmolzen.

Die Geschichte der deutschen Kolonisation in Livland ist uns in zwei Chroniken erzählt, deren Verfasser Zeitgenossen der Ereignisse waren. Die eine stammt von einem Priester namens Heinrich, vielleicht einem getauften Letten, und ist lateinisch geschrieben; die andere hat wahrscheinlich ein Ordensritter in seinen alten Tagen in deutschen Verszeilen abgefaßt. Es gibt nur wenige Quellen zur deutschen Geschichte im Mittelalter, die so treu und anschaulich zu erzählen wissen, wie der Lettenpriester Heinrich und die Livländische Reimchronik. Wie es in jenen Tagen zuging, mit welchem Blutvergießen im Namen des Evangeliums gekämpft wurde, und wie ganz anders das Empfinden der Menschen damals war als unser heutiges, das sehen wir aus der Schilderung Heinrichs von der Eroberung von Dorpat. Dort lag eine russische Besatzung, die der Großfürst Jurij von Susdal den Esten zu Hilfe geschickt hat, damit Livland nicht den Deutschen anheimfiele. Im Jahre 1224 zog der Bischof mit den Ordensrittern, den Bürgern von Riga und den deutschen Pilgern, die jedes Jahr im Sommer kamen, um für ihr Seelenheil zu kämpfen und wenn es ging ein Stück Beute mitzunehmen, gegen die Feste. Die Russen und Esten machten einen Ausfall mit großen brennenden Feuerrädern, um die Belagerungsmaschinen zu zerstören. Die Deutschen aber antworteten mit einem plötzlichen Sturm. Die Chronik Heinrichs fährt nun fort:

„Johannes von Appeldern aber, ein Bruder des Bischofs (Albert), ein herrlicher Ritter, nimmt Feuer in seine Hand und beginnt den Wall zuerst anzusteigen, und sein Knecht Peter war sofort als zweiter bei ihm, und ohne Verzug und Hindernis gelangen sie bis an die Befestigung, stracks hinein. Wie das die anderen vom Heere sehen, laufen sie alle und folgen ihnen nach, kurz, es beeilte sich ein jeglicher, daß er zuerst hinaufsteigen, Jesu Christi und der Heiligen Jungfrau Maria Ruhm und Lob erhöhen und selber Lob und Lohn für seine Arbeit bekommen möge — und stieg hinauf. Wer zuerst angelangt war, weiß ich nicht, Gott aber weiß es, und es folgte ihm der helle Haufe. Und es hob ein jeglicher seinen Mitgenossen in die Burg und andere drangen durch die Bresche, durch welche die in der Burg die Feuerräder herausgelassen hatten, und die ersten bereiteten den Folgenden den Weg, und jagten mit Schwert und Lanze die Esten von dannen. Den Deutschen folgten die Letten und etliche der Liven.

Die Russen aber, nachdem sie lange Zeit tapferen Widerstand geleistet hatten, wurden endlich besiegt und flohen nach oben ins Innere der Befestigung und wurden von da wiederum herausgezogen und erschlagen alle, gegen zweihundert. Andere vom Heere aber umstellten die Burg selbst und ließen niemanden hinausfliehen. Von all den Männern nun, so in der Burg waren, blieb nur ein Lebendiger übrig, der war des Großkönigs (Großfürsten) von Susdal Vasall, hergeschickt von seinem Herrn mit den anderen Russen. Den kleideten hernach die Brüder der Ritterschaft (die Schwertbrüder) und schickten ihn heim nach Nogardien und Susdal auf einem guten Roß, daß er die Nachricht von dem Geschehenen seinem Herrn verkündige.

Nachdem aber alle Männer getötet worden, begann ein großes Frohlocken und ein Spiel der Christen mit Pauken und Pfeifen und anderen Instrumenten, darum, daß sie Vergeltung geübt an den Missetätern, und alle die Treulosen, so von Livland und Estland allda versammelt waren, getötet hatten. Danach nahmen sie die Waffen der Russen und die Beutestücke allzumal, die sich in der Burg befanden, und die noch übrig gebliebenen Weiber und Kinder, zündeten die Burg an und kehrten sogleich am folgenden Tage mit großen Freuden zurück nach Livland, für den Sieg, der ihnen von Gott verliehen worden, ihn gen Himmel lobend, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich."



In der Altstadt von Riga, die Petrikirche im Hintergrunde

So war diese Zeit. Auch Karl der Große hat schließlich die Sachsen auf solche Art angefaßt, um sie zu Christen zu machen. Bald nach dem Siege faßten die Deutschen den Plan, ihre Waffen selbst nach Rußland zu tragen. Sie nahmen das wichtige Pleskau, russisch Pskow, da aber trat der tapfere Großfürst Alexander, der schon die Schweden an der Newa geschlagen hatte und daher den Beinamen Newski hatte, ihnen entgegen und traf die Ritter am 5. April 1242 auf dem Eise des noch festgefrorenen Peipussees. Die Deutschen formierten ihren tiefen gepanzerten Stoßkörper, das „große eiserne Schwein", wie die Russen sagten, für die Schlacht, aber der Ansturm auf das russische Heer mißlang, die Mehrzahl der Ritter fiel im Handgemenge und der Rest auf der Verfolgung. Mit dieser „Schlacht auf dem Eise", die in russischen Chroniken verherrlicht wird, kam das deutsche Vordringen gegen Osten zum Stehen. Das eigentliche Rußland blieb unberührt, aber auch die russische Macht blieb für mehr als drei Jahrhunderte hinter die Wassergrenze des Peipus und der südwärts anschließenden Seen- und Sumpfregion gebannt.

Die vollständige Eroberung Livlands dauerte fast ein Jahrhundert. Von den ersten Ordensmeistern sind die meisten im Kampf gefallen. Am tapfersten wehrten sich die den Letten verwandten Semgaller. In der Reimchronik steht die Erzählung vom Untergang des Meisters Willekin von Schauenburg mit 40 Rittern und 500 Pilgern und Bürgern im Urwald von Semgallen. Die kunstlosen Verse der Chronik lesen sich fast wie der Bericht über die Niederlage des Varus im Teutoburger Wald. Von den Deutschen fielen die meisten, andere wurden gefangen und mit Martern getötet. Ein einziger Ritter entkam nach Riga und gelobte Rache an den Heiden. Er ist es wahrscheinlich, der die Reimchronik geschrieben hat, und nachdem er die Unglücksschlacht erzählt und seinen Racheschwur erwähnt hat, fügte er die grimmigen Verse hinzu:

„Er fügt ihnen zu gar viel Beschwer,
Ritt häufig wider sie mit dem Heer,
Und half verwüsten wohl ihr Land,
Wie nachdem euch wird gemacht bekannt.

Vom 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts stand Livland unter der Vormacht des Ordens. Das Land und die Städte waren reich durch den Handel nach Rußland und Deutschland. Riga war Vorort; demnächst kamen Reval und Dorpat. Alle drei waren Mitglieder der Hansa. Die Bürgerschaft war deutsch, ebenso die adligen Vasallen des Ordens und der Bischöfe auf dem flachen Lande. Niederdeutsche Sprache war herrschend. Der deutsche Bauer aber fehlte, weil er nicht übers Meer ging. Die unterworfenen Esten und Letten waren leibeigen; ihre Lage war ungefähr dieselbe, wie die der leibeigenen Bauern in Deutschland nach dem Bauernkrieg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und später. Im Reiche wußte man wohl Bescheid über Livland. Auch Luther erließ ein Sendschreiben „An die Christen zu Riga, Reval und Dorpat in Livland."

Die schwachen Punkte des livländischen Wesens waren die zunehmende innere Aushöhlung der Ordensmacht, die zwecklos war, seit es keine Heiden mehr zu bekämpfen gab, und das deutsche Urübel der Uneinigkeit zwischen dem Orden, den Bistümern, Städten und Ritterschaften. Daher konnte sich die Kolonie nicht halten, nachdem die russische Macht stark geworden war und von neuem mit Gewalt an die Ostsee drängte. Das geschah seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Inzwischen aber war Livland, welches auch immer später sein Schicksal werden mochte, mit der von den Deutschen gepflanzten Kultur und seiner Zugehörigkeit zur römischen, seit der Reformation zur protestantischen Kirche, ein für allemal ein Bestandteil der abendländischen Kulturwelt geworden. Das war die große geschichtliche Bedeutung dieses kolonialen Vorstoßes der Deutschen bis in die nördlichen Teile der Ostsee. Wäre Livland im 13. Jahrhundert russisch statt deutsch geworden, so hätte nicht nur in der nordischen, sondern auch in der europäischen Geschichte Vieles eine andere Entwicklung genommen, und nicht zum Vorteil des Deutschtums.

Das erste Mal gelang es noch dem Ordensmeister Wolter von Plettenberg, den Moskowiter zurückzuwerfen. Fünfzig Jahre später, zur Zeit Iwans des Schrecklichen, kam das Ende. 1558 brachen russische und tatarische Heerscharen ins Land. Einer der Führer war der von Iwan unter-

Domruine und Universitätsbibliothek in Dorpat

Die Universität in Dorpat

worfene frühere Chan von Kasan, ein Tatar namens Schig-alei. Von ihm erzählt Salomon Henning, der Sekretarius des letzten Ordensmeisters Kettler, wie furchtbar er in Livland hauste:

„Denn er junge Kindlein an die Zaunstecken gespießt, alte und junge Leute niedergeworfen, sie in den Seiten aufgeschnitten, Büchsenpulver darein gestreut und die armen Leute ohne einiges Erbarmen auseinandergesprengt. Sie haben ihrer auch viele mit fettem Kienholz gespicket, gebunden und zu Tode verbrennen lassen. Summa: wer kann vor Herzeleid alle Grausamkeit desselben tatarischen Wüterichs erzählen!"

So sah die russische Eroberung von Livland aus. Einmal im Laufe des 20jährigen Krieges, in den sich bald auch Schweden und Polen einmischten, lag Iwan selber vor dem Schloß Wenden. Als die Belagerten sahen, daß ihre Kraft zu Ende ging, versammelten sie sich alle in der Kapelle. Darunter war Pulver aufgehäuft und eine Zündschnur führte dorthin. Dann nahmen sie miteinander das Abendmahl, und ein Rittmeister namens Heinrich Boismann zündete die Ladung an, damit sie nicht lebendig dem Zaren zur Marter in die Hände fielen. Alle kamen um, nur Boismann lebte noch, als die Russen eindrangen. Iwan ließ ihn pfählen. Bei aller Grausamkeit aber war er nicht stark genug, Livland zu behaupten. Polen und Schweden entrissen ihm die Beute und teilten sich darin. Gustav Adolf nahm Polen das meiste ab; Riga war ein Jahrhundert lang der wichtigste Hafen des schwedischen Reiches. Kurland war Lehnsherzogtum unter polnischer Oberhoheit. Von seinen Herzögen war der bedeutendste Jakob, ein Zeitgenosse des Großen Kurfürsten und mit ihm verschwägert.

Schwedens Ostseeherrschaft brach im nordischen Kriege zusammen. 1710 kapitulierte Riga vor Peter dem Großen, und am Ende des 18. Jahrhunderts, mit der letzten polnischen Teilung, wurde auch Kurland russisch. Peter der Große beschwor das deutsche Recht der Provinzen. Als ihn der estländische Ritterschaftshauptmann nach der Einnahme von Reval anredete: Wenn er nicht gedenke, den Eid zu halten, so stände es ihm ja frei, ihn nicht zu schwören, sah ihn der Zar an und rief: „Bei Gott, ich werde ihn halten." In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam die Russifizierung. Kaiser Alexander hatte 1803 die Universität Dorpat mit deutscher Lehrsprache ins Leben gerufen. Neunzig Jahre lang blieb der Name dieser Hochschule einer der vornehmsten und geachtetsten, soweit die deutsche wissenschaftliche Welt reichte. Die Russifizierung in den neunziger Jahren zerstörte sie ebenso, wie das glänzende, bis dahin neben der Krone auch von den baltischen Städten und Ritterschaften unterhaltene deutsche Schulwesen im Lande. Nichts blieb übrig als ein wüster Trümmerhaufen, in dem unfähige, teils chauvinistische, teils nihilistische Lehrkräfte ein mißmutiges Schülermaterial in einer fremden und verhaßten Sprache traktierten und dressierten.

Das baltische Deutschtum hat bis zuletzt seine Verschiedenheit und Überlegenheit gegenüber dem russischen Wesen gefühlt und betont. Es betonte aber ebenso sein politisches Treuverhältnis zum russischen Herrscherhaus. Der innere Konflikt begann erst, als Peters des Großen Versprechen gebrochen und der Vernichtungsfeldzug gegen das Deutschtum angefangen wurde. Er steigerte sich aufs Höchste mit dem Ausbruch des Weltkrieges, aber so verzweifelt es auch in den deutschen Herzen der Balten aussah, die gezwungen waren, in der russischen Armee gegen Deutschland zu kämpfen, so ist es doch niemals vorgekommen, daß Balten, gleich den Tschechen, den Staat, an den das Schicksal sie gekettet hatte, verrieten und zum „Feinde" überliefen, der ihres Bluts und ihrer Sprache war.

Das baltische Deutschtum hat zahlenmäßig nie mehr als etwa den zwölften Teil der baltischen Gesamtbevölkerung ausgemacht. Seine Schichtung war durch 700 Jahre die gleiche: es umfaßte den Großgrundbesitz auf dem flachen Lande, das kaufmännische und gewerbliche Bürgertum in den Städten und die akademisch gebildeten Berufe in Stadt und Land. Mit der Russifizierung kamen minderwertige Beamte „aus Rußland" wie man sagte, die moralisch und sozial als Fremdkörper empfunden wurden. Die Deutschen wurden eingeengt auf die „freien" Berufe, und daher zogen viele es vor, die Heimat zu verlassen und sich ein Leben in Deutschland neu zu gründen. Der durchschnittliche Reichsdeutsche wußte damals vom Auslandsdeutschtum weniger als von der Türkei und pflegte die Balten einfach als „Russen" zu klassifizieren. Wurde ihm dann

Bauerngut in Kurland

Reval

mit der Frage gedient: „wenn ein Fohlen im Schweinestall geboren wird, ist es dann ein Ferkel?" so war er meistens verwundert. Natürlich schoben sich mit der Zeit auch die „Indigenen", d. h. die Letten und Esten, aus der Unterschicht in die höheren Berufe. Nicht wenige wurden durch die deutsche Schule und die deutsche Universität eingedeutscht, aber Letten- und Estentum als Ganzes aufzusaugen, war bei dem gegenseitigen Zahlenverhältnis undenkbar. Zu einer Germanisierung der Masse hätte es nur kommen können, wenn der deutsche Bauer schon im 13. Jahrhundert wie nach Pommern und Schlesien, so auch nach Livland gezogen und den „undeutschen" assimiliert hätte.

Das lettische wie das estnische Volk sind dadurch überhaupt erhalten worden, daß die deutsche Kolonisation das Vordringen der Russen im baltischen Küstenlande aufhielt, und daß unter der deutschen Herrschaft die Trennungslinie zwischen Deutsch und Undeutsch bestand. Im 19. Jahrhundert wurden dann von deutscher Seite auch die beiden Lebensbedingungen geschaffen, die Letten und Esten brauchten, um aus unfreien bäuerlichen Massen zu Völkern mit einem höheren nationalen Eigengut zu werden. Die eine Bedingung war Beseitigung der Leibeigenschaft und Schaffung eines freien Bauernstandes; die andere Durchbildung der eingeborenen Sprachen, in denen bisher nur Bibel und Gesangbuch existierten, bis zur Aufnahmefähigkeit für die Gegenwart. Nur wenig später als in Preußen durch die Stein-Hardenbergsche Reform die Leibeigenschaft verschwand, verschwand sie auf Betreiben der baltischen Ritterschaft auch in den drei Provinzen. Im eigentlichen Rußland hob Alexander II. sie erst ein halbes Jahrhundert später auf. Dem Werk der baltischen Bauernbefreiung folgte die Schöpfung des freien bäuerlichen Besitzes. Nicht viel weniger als die Hälfte des ländlichen Grund und Bodens ging durch ein liberal organisiertes Abzahlungssystem aus den Händen der Großgrundbesitzer in bäuerliche über. Es hat kaum irgendwo in Europa eine so gesunde Verteilung von ländlichem Groß- und Bauernbesitz gegeben, wie in den baltischen Provinzen um die Jahrhundertwende. Die Führung bei der baltischen Bodenreform hatte Hamilkar v. Fölkersahm, der berühmte Landmarschall von Livland, der in seinen Erinnerungen selbst erzählt, wie er darauf kam, sein Lebenswerk zu beginnen. Er ritt eines Tages von seinem Gut, um einem lettischen Bauernpächter zu kündigen und dessen Hof einzuziehen. Da traf er den Bauern, wie er gerade, von den Seinen umgeben, auf dem Dach seines neuen Hauses stand, im Begriff, das Vaterunser zu sprechen und die Baukrone aufzusetzen:

„Was ich in jenem Augenblick empfand," sagt Fölkersahm, „vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit einem Bleigewicht auf meine Schulter; ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblick, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, und daß ich nicht ruhen wolle, ehe die Baukrone auf dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sichergestellt wird, die man im Namen des Rechts ausübte. Dies Gelöbnis habe ich gehalten und gedenke es noch ferner zu halten, und solange diese Baukrone nicht sicher steht, ist kein Haus im Lande sicher."

Es ging also in den baltischen Provinzen gerade umgekehrt wie in Preußen, wo in der Zeit nach der Aufhebung der Leibeigenschaft von den Gutsherren das Bauernlegen in großem Stil betrieben werden konnte. Fölkersahms prophetisches Wort von der Sicherheit des deutschen Eigentums auf baltischem Boden ist aber trotz des Weitblicks, den dieser livländische Grundherr und seine Standesgenossen bewiesen, schließlich nicht wahr geblieben, denn als nach dem deutschen Zusammenbruch 1918 die Gewalt in die Hände der Letten und Esten überging, wurden alle deutschen Güter den Eigentümern fortgenommen: mit der Begründung, daß vor 700 Jahren die Deutschen den Eingeborenen ihr Land genommen hätten — gerade als ob zwischen Memel und Narwa heute noch eine lettische oder estnische Zunge klingen würde, wenn Livland nicht deutsche Kolonie geworden wäre.

Durch den Protestantismus wurden zuerst Bibel und Gesangbuch in den einheimischen Sprachen geschaffen und danach durch die lutherischen Pastoren die Volksschule gegründet und durch die regelmäßige Predigt und eine Fülle anderer sprachlicher Arbeiten eine lettische und estnische Schriftsprache entwickelt. Das lettische und das estnische Volk zählen heute je $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen und sind eins wie das andere kinderarm. Auf der Grundlage der früheren Arbeit der



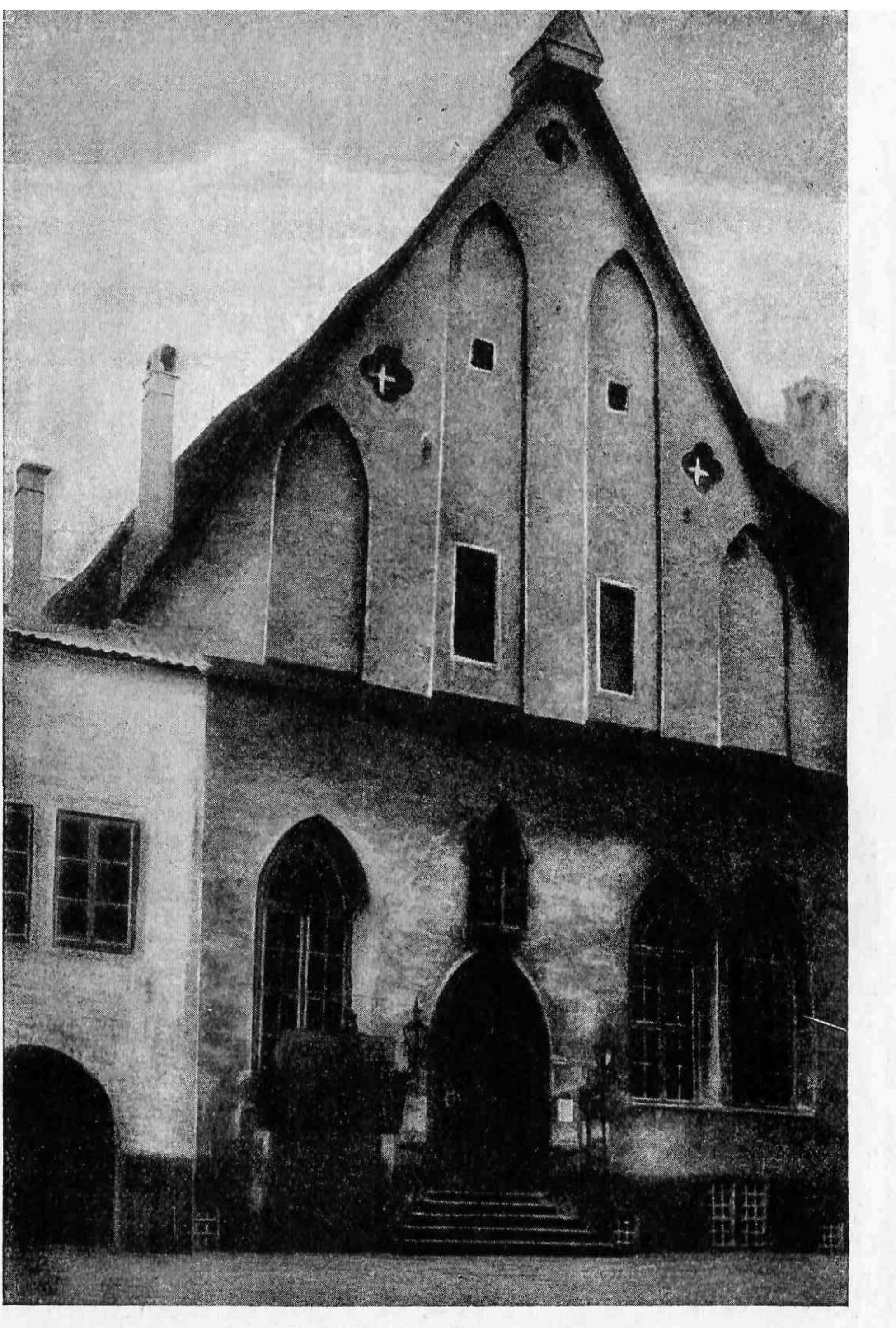
Markt und Trinitatiskirche in Mitau in Kurland

deutschen Pastoren haben sich späterhin eine moderne lettische und estnische Zeitungs- und Buchliteratur und ein Schulwesen gebildet, die alle Anerkennung verdienen, wenn sie auch nach Form und Inhalt undenkbar sind ohne das deutsche Fundament. Der Versuch, lettische und estnische Universitäten zu gründen, kann aber auf die Dauer keinen Erfolg haben, denn es ist unmöglich, moderne wissenschaftliche Arbeit auf der Grundlage der produzierenden und konsumierenden geistigen Arbeit eines Volkstums und einer Sprache zu leisten, deren gesamte höhere Bildungsschicht nur nach Tausenden zählt. Selbst größere Völker müssen sich mit der zunehmenden Spezialisierung und Verfeinerung des wissenschaftlichen Betriebes dazu bequemen, zu ihrer nationalen Sprache noch eine der Weltsprachen zu Hilfe zu nehmen. Für die baltischen Völker kommen, um den Zusammenhang mit einem größeren Kulturkreis zu gewinnen, zwei Sprachen in Betracht, das Deutsche und das Russische, und zwischen beiden wird und kann die Wahl nur auf das Deutsche fallen.

Die deutsche militärische Okkupation, erst von Kurland, zuletzt auch von Livland und Estland, erweckte vorübergehend die Hoffnung, den alten Kolonialboden des Reichs in irgendeiner Form auch politisch wieder unter deutschen Einfluß zu bringen. Mit dem Zusammenbruch von 1918 mußte sie begraben werden. Sofort nach der Räumung durch die deutschen Truppen flutete die blutige Welle des Bolschewismus über das Land. Die bestialischen Massakres, bei denen sich das lettische Element am meisten hervortat, kosteten Tausenden von Deutschen das Leben und richteten sich vor allem, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, gegen die Gebildeten: Geistliche, Lehrer, Ärzte, Adlige. Ein kurzer Lichtblick war die ruhmvolle Eroberung von Riga, in dem die Bolschewisten das Regiment führten, durch die deutsch-baltische freiwillige Landeswehr im Verein mit der v. d. Goltzschen Truppe. Die Landeswehr war von den Balten geschaffen während der deutschen Okkupationszeit: fast alles junge Leute, viele noch Schüler, aber tapfer, hingebend und kriegstüchtig wie erprobte Veteranen. Sie hat schwere Verluste gehabt und im Verhältnis zu ihrer Jugend und Kopfstärke Bedeutendes geleistet. Alle Hoffnungen aber verschwanden wie Schnee an der Sonne vor dem harten Zwang zur Unterschrift unter den „Frieden" von Versailles. Lettland und Estland konstituierten sich als unabhängige nationale Republiken und wurden als solche anerkannt. Von den Deutschen war ein großer Teil vor dem Bolschewistenschrecken geflohen; andere vor Verzweiflung an der Wiederkehr erträglicher Zustände nach Deutschland ausgewandert. Eine Zeitlang zählte man die baltischen Emigranten in Deutschland nach Zehntausenden.

In Lettland und Estland fand alsbald, nachdem die „nationalen" Regierungen ans Ruder gelangt waren, die umfassende „gesetzliche" Konfiskation des deutschen Großgrundbesitzes und die vorsätzliche Schwächung des gesamten übrigen Deutschtums durch ein Steuersystem statt, das dazu ersonnen war, die Deutschen arm zu machen und die „nationalen" Staatsbürger zu bereichern.

In dieser schwierigen Lage hat die große Mehrheit der deutschen Balten doch den Entschluß gefunden, der Heimaterde trotz allem die Treue zu halten. Nicht mit Unrecht wird von den Balten gesagt, sie hätten ein Heimatgefühl von körperlicher Stärke. Es ist schließlich doch die entschiedene Mehrheit der deutschen Bevölkerung, etwa 80000 in Lettland und 30000 in Estland, in der Heimat geblieben, hat den Kampf um die Erhaltung ihrer deutschen Kultur mit dem um ihr wirtschaftliches Dasein zugleich aufgenommen, durch eine Selbstbesteuerung von kaum je dagewesener Höhe abermals ein deutsches Schulwesen von unten bis oben aufgebaut und sich allmählich zu Letten und Esten ein Verhältnis erkämpft, das sich in Estland von mißvergnügter Duldung des Deutschtums bis zu der im Gesetz verankerten Kulturautonomie und in Lettland bis nahe an dieses Ziel heran entwickelt hat. Die Deutschen auf baltischem Boden sind verarmt, an Zahl geschwächt und ihrer sozialen Vorzugsstellung beraubt, aber sie sind entschlossen, nicht von dem Boden zu weichen, den ihre Vorfahren seit 700 Jahren als einen Bestandteil der abendländischen Kulturwelt erhalten haben. Dazu kommt als ein für die Zukunft günstiges Moment, daß in Kurland noch in der letzten Zeit der russischen Herrschaft vor dem Kriege, in der Gegend von Goldingen, einige tausend deutscher Bauernkolonisten aus dem ferneren Rußland angesiedelt wurden. Diese haben ihren Besitz behalten und sind, im Gegensatz zu den kinderarmen Letten, kräftig in der Vermehrung begriffen.



Haus der Großen Gilde in Reval

Portal des Schwartzschen Hauses in Narwa

Das baltische Heimatlied.

O Heimatland, auf der Begeist'rung Schwingen
Schwebt unser Lied empor zu deiner Ehr'!
Wie Sturmesrauschen soll es brausend klingen,
Wie Glockenklang so rein, so voll und hehr!
Von Kurlands wald'gen Gauen
Durch Livlands Bergesauen
Hell tönt's im Dreiklang bis zu Estlands Strand:
Sei uns gegrüßt, o altes Heimatland!

Wie rauscht das Meer um deine weißen Küsten
Und singt ein Lied von alter Hansa-Macht!
Wie stolz und stark sich deine Tannen brüsten,
Die einsam steh'n auf hoher Felsenwacht!
Ob Stürme sie umschmettern,
Sie trotzen Sturm und Wettern,
Denn ihre Wurzel senkt durch Stein und Sand
Sich fest hinein ins alte Heimatland.

Und wetterhart, das trotz'ge Haupt im Nacken,
Steht um dich deiner Söhne Ehrenschmuck,
Die Faust bereit, den Griff des Schwerts zu packen.
Bereit die Hand zu festem Bruderdruck.
Im Kämpfen und im Lieben
Mit Herzblut dir verschrieben,
So schirmen dich, verschlungen Hand in Hand
Der Heimat Söhne, altes Heimatland!

Mag Leid, mag Glück durch unsre Tage treiben,
Wir halten stand, vereint unwandelbar,
„In Treuen fest!" soll unsre Losung bleiben,
Wie sie der Väter Stolz und Ehre war!
Daß uns dies Vätererbe
Nicht sterbe, noch verderbe,
So schwört aufs neu', ihr Brüder stammverwandt,
Die alte Treu' dem alten Heimatland!

Das Verbot der Muttersprache. 1916.

Von Christoph v. Mickwitz.

So sollen wir die Sprache nicht mehr sprechen,
In der die Mutter schon in Schlaf uns sang.
Wer deutsch gedacht sein ganzes Leben lang,
Soll deutsch zu reden sich nicht mehr erfrechen.

Ihr wollt an uns euch für die Wunden rächen,
Die euch gekostet dieser Waffengang,
Und jeden deutschen Wortes kleinsten Klang
Verfolgt ihr, wie ein sträfliches Verbrechen.

Ihr habt die Macht und laßt die Pfeile schwirren,
Um uns mit ihrem Gift das Herz zu spalten.
Doch irrt euch nicht, uns könnt ihr nicht beirren.

Es steckt ein zähes Leben in uns Balten
Und um so fester nur, trotz eurer Sbirren,
Wird jeder an der Muttersprache halten.

Nord.

Von Kurt Bertels.

Ich liebe die sonnigen Wälder
in Livland, da bin ich her,
den Silbersee und das Torfmoor
und mein Boot und mein altes Gewehr.

Ich liebe die nordischen Farben:
Schwarzfichten riesenhaft
und leuchtende Lämmerwolken,
Bernstein und Birkenschaft.

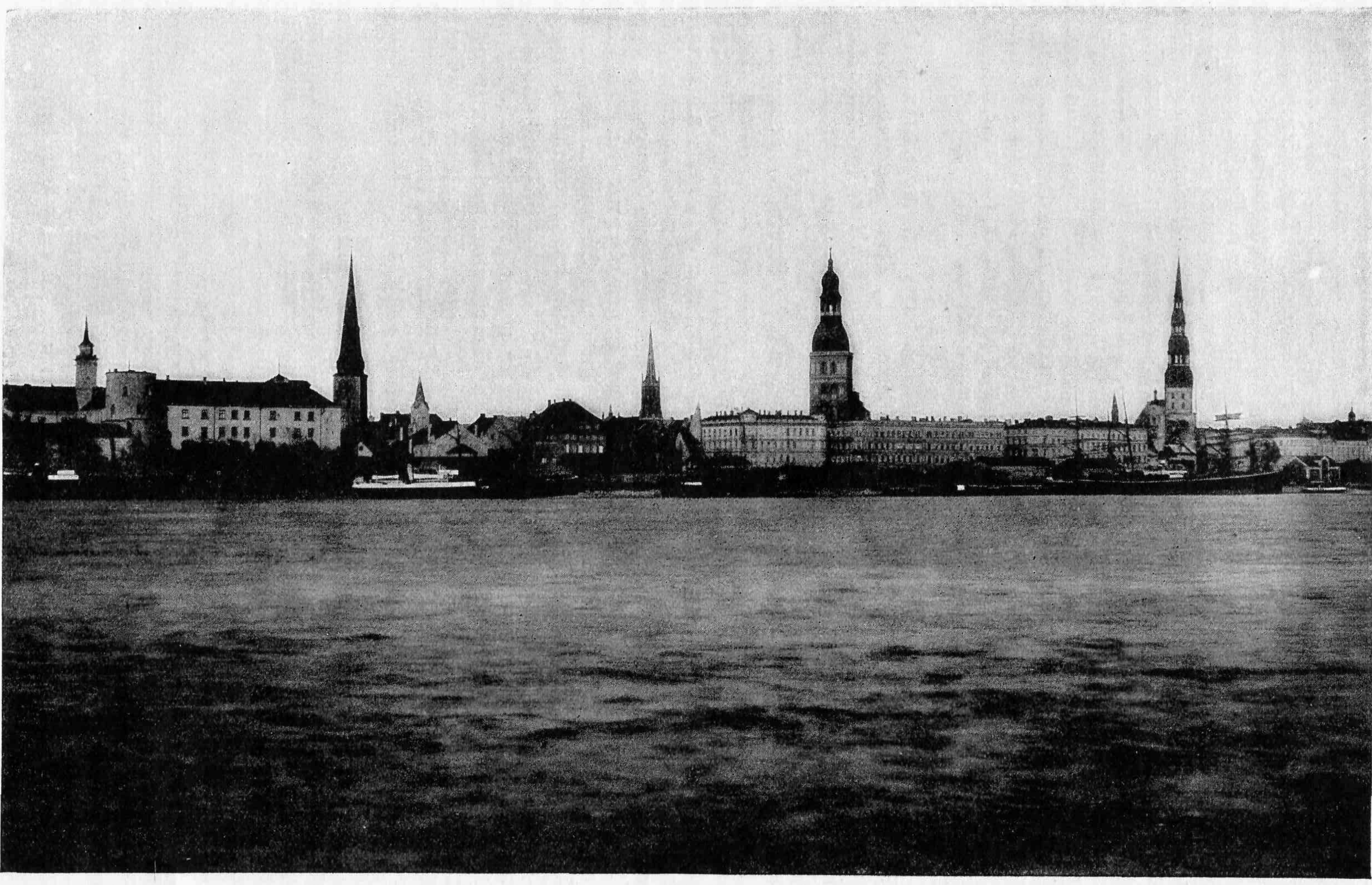
Ich liebe die Taucherenten
in ihrem weißblendenden Pelz,
vom Flügel der Mandelkrähe
hellblauen versteinerten Schmelz.

Ich liebe die blanken Gefahren:
Sturmsegel, verwegenes Spiel,
die sternklare nordische Rede
und Worte mit Bug und Kiel.

Das Deutschtum in Rußland

Deutsche gab es in Rußland schon im 17. Jahrhundert. Peter der Große erhielt seine ersten Begriffe vom abendländischen Wesen in der „deutschen Vorstadt" von Moskau. Meist waren es Handwerker und Techniker; auch Schauspieler und andere Abenteurer. Mit den Reformen der petrinischen Zeit, der sogenannten „Europäisierung Rußlands", vermehrte sich die Zahl der Ausländer bedeutend, und am stärksten die der Deutschen. Da von Peter dem Großen keine männlichen Nachkommen zur Regierung gelangten und seine Tochter Anna, von der die folgenden Herrscher abstammten, einen Herzog von Holstein-Gottorp heiratete, so war die Dynastie, obwohl sie den Namen Romanow weiterführte, fortan eigentlich deutsch. Auch alle folgenden Herrscherinnen und Herrscher Rußlands bis zum Untergang des Kaiserreichs waren mit Deutschen verheiratet, ausgenommen Alexander III., der eine Dänin zur Frau hatte. Schon dadurch entstanden starke Beziehungen nach der deutschen Seite. Dazu kam die Zugehörigkeit der baltischen Provinzen mit ihrer deutschen Oberschicht und deutschen Kultur zu Rußland.

Während des 18. und noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war der russische Staat überhaupt nicht denkbar ohne die Mitarbeit des deutschen Elements, namentlich in den



Riga

oberen Stellen der Verwaltung und Regierung, in den Ministerien, in der Diplomatie, in der höheren Technik, im Finanzwesen und der übrigen Wirtschaft. Von einem General unter Kaiser Nikolaus I. wird erzählt, er habe, als der Kaiser ihn aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, geantwortet: „Majestät, ich bitte mich zum Deutschen zu befördern!“ Darin spiegelt sich die — nicht zufällige, sondern naturgemäße — Bevorzugung der deutschen Art, gewissenhaft zu arbeiten, gegenüber der „breiten“ russischen Natur. Auf der anderen Seite war der Deutsche gerade wegen seiner Gründlichkeit und Exaktheit, die nur zu leicht unliebenswürdige und pedantische Formen annahm, beim Russen nicht beliebt. Der Deutsche in der russischen Literatur und in der russischen Volksrede erscheint daher als ein Wesen, dem man mit einem Gemisch von Respekt und Geringschätzung, von Abneigung und Verwunderung begegnet. „Den Affen muß sich der Deutsche ausgedacht haben“ — sagt der russische Bauer kopfschüttelnd, wenn er das merkwürdige Tier sieht. Petersburg, Moskau und alle übrigen russischen Städte, von den Residenzen bis in die tiefste Provinz, hatten einen verhältnismäßig starken deutschen Bestandteil in ihrer Einwohnerschaft, namentlich in bestimmten Berufen. Peter der Große soll verboten haben, daß Apotheken von anderen Inhabern betrieben würden als von Deutschen, und zu den Apothekern wurden scherzhaft die Wurstmacher hinzugefügt, weil man bei Medikamenten und bei Würsten „sicher sein müsse, was drin ist“.

Mit dieser besonderen Wertschätzung der deutschen Arbeit hing es zusammen, daß verschiedene russische Herrscher, namentlich Katharina II. und Alexander I., Deutsche auch als Kolonisten nach Rußland beriefen. Unter Katharina handelte es sich um die Besiedlung des unteren Wolgagebiets. Dort entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in unmittelbarer Nachbarschaft noch ganz ungezähmter und räuberischer Kirgisen und Tataren, die deutschen Wolgakolonien in der Gegend von Saratow, die meisten auf dem linken Stromufer, in denen am Anfang des 20. Jahrhunderts etwa 750000 deutsche Bauern lebten. Die Wolgakolonien zeichneten sich nicht durch besondere wirtschaftliche Blüte aus, teils weil sie das rückständige russische System der häufigen Feldumteilung in den Gemeinden angenommen hatten und zu dicht nebeneinander saßen, teils weil ihr Siedlungsgebiet schon etwas zu stark nach Osten in die Region periodischer Dürren und Mißernten gerückt war. Aus diesem Grunde setzte unter ihnen schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch eine starke Auswanderung ein, und zwar weniger nach den freien Ländereien im Osten, Sibirien und Turkestan, als nach Nord- und Südamerika. Wolgadeutsche Ansiedlungen gibt es namentlich in Kanada und in Argentinien, und wo diese Kolonisten auch hinkommen mögen, zeichnen sie sich durch außergewöhnliche Zähigkeit im Festhalten der deutschen Sprache und Sitte und patriarchalischer Lebensformen, bei geringer geistiger Beweglichkeit, aus. Auch in den Städten an der Wolga fing sich durch den abwandernden Kolonistennachwuchs ein besonderer Schlag deutscher Bevölkerung zu bilden an. Die große Mehrzahl der Deutschen im Wolgagebiet war evangelisch, und fast alle stammten aus Oberdeutschland, dem Gebiet der stärksten Abwanderung während des ganzen 18. Jahrhunderts. Der schwäbische Dialekt ist bis heute bei ihnen vorherrschend.

Wirtschaftlich und bald genug auch rein zahlenmäßig stärker, aber nicht geschlossen, sondern über einen weiten Raum zerstreut, entwickelte sich die deutsche Kolonisation infolge der Berufungen zur Zeit Alexanders I. Es entstanden verschiedene Siedlungsgruppen, fast alle nicht im russischen, sondern im ukrainischen Sprachgebiet: die stärksten in Wolhynien und in der Nähe des Schwarzen Meeres, in einem Gürtel, der sich von Beßarabien über den unteren Dnjestr und Bug bis in die Nähe des Don und bis in die Krim hinein erstreckt. Sogar im Kaukasusgebiet bildeten sich nördlich und südlich des Gebirges starke deutsche Siedlungen. Der Charakter der Kolonisation gestaltete sich in den einzelnen Gebieten sehr verschieden. In Wolhynien waren die deutschen Ansiedler meist kleinere und mittlere Bauern. Im Steppengebiet am Schwarzen Meer, auf der fruchtbaren Schwarzerde, waren die Erfolge am größten, die zahlenmäßige Vermehrung und die Ausdehnung des Landbesitzes am stärksten. Nicht wenige der Kolonisten der zweiten und dritten Generation entwickelten sich zu Großgrundbesitzern mit ausgedehnten und blühenden Betrieben. Auch der

gewöhnliche deutsche Bauer im Schwarzerdegebiet war wohlhabend und besaß reichlich Land. Die Dörfer waren groß und sauber, mit schönen Gebäuden, Gärten, viel Vieh und modernem Ackergerät und Maschinen. Die Kinderzahl war durchweg hoch, und der ganze Kolonistennachwuchs erwarb fortdauernd neuen Grundbesitz, so daß sich bei den Russen bis hinauf in die hohen Regierungsstellen Eifersucht und Mißtrauen wegen der zunehmenden wirtschaftlichen Stärke und Ausbreitung des deutschen Besitzes zu erheben begannen. Die deutschen Soldaten, die im Weltkrieg nach der Ukraine kamen, waren erstaunt über dies wohlhabende, kerndeutsch gebliebene Bauerntum, wo sie gastfrei aufgenommen wurden. Einzelne Deutsche im Schwarzmeergebiet, wie die bekannte Familie Falz-Fein, gehörten zu den reichsten Leuten im Lande, die nicht einmal die Zahl ihres Viehs, sondern höchstens die ihrer Hirten und Weidereviere kannten.

Wieder einen besonderen Charakter hatten die deutschen Kolonien im Kaukasus. Wie die Wolgakolonisten anfangs mit feindlichen Überfällen zu tun hatten, so die im Kaukasusgebiet mit der Malaria. Ein großer Teil der ersten Generation starb am Fieber weg. Allmählich wurden auch diese Gefahren überwunden. Die Kaukasus-Deutschen sind vor allen Dingen erfolgreiche und schließlich recht wohlhabende Weinbauern geworden. 1914 betrug ihre Produktion an Wein, Kognak usw. 400000 hl. Manche ihrer Siedlungen, wie Helenenfeld, Katharinental und andere, entwickelten sich zu blühenden Ortschaften, sogar mit eigenen höheren Schulen. Auch die deutschen Auswanderer nach dem Kaukasus waren hauptsächlich Schwaben. Die ersten Kolonisten, etwa 8000, von denen aber unterwegs ein großer Teil durch Seuchen zugrunde ging, verließen ihre württembergische Heimat unter dem Einfluß einer schwärmerisch religiösen Bewegung und glaubten in der Ferne biblische Ideale verwirklichen zu können, für die sich ihnen zu Hause kein Raum bot. Ebenso waren unter den Kolonisten am Schwarzen Meer viele Mennoniten oder „Taufgesinnte“, die den Kriegsdienst aus religiöser Überzeugung verwerfen und von der russischen Regierung die Zusage erhielten (die auch gehalten wurde), von der Aushebung zum Militär befreit zu bleiben.

Die Zahl der deutschen Bauernkolonisten in Rußland wurde vor dem Weltkrieg insgesamt mit etwa 2 Millionen angenommen. Davon entfielen, wie schon gesagt, etwa dreiviertel Millionen auf die Kolonisten an der Wolga, etwa 250000 auf Wolhynien, 6—700000 auf das Schwarzemeergebiet, 60000 auf den Kaukasus, 50000 auf Turkestan, 100000 auf Sibirien und der Rest auf kleinere und zerstreute Siedlungen in verschiedenen russischen Gouvernements. Es sind bei weitem nicht alle deutschen Kolonien in Rußland ursprüngliche Gründungen gewesen, sondern die Mehrzahl sind später gegründete Tochterkolonien. Man schätzt, daß ursprünglich nicht mehr als 60000 deutsche Auswanderer nach Rußland gegangen sind. Ihre Zahl hat sich also beinahe verzwanzigfacht. Anfangs besaßen alle Kolonien eine ziemlich weitgehende Selbstverwaltung, Befreiung von der Militärpflicht und andere Vorrechte, die man den Kolonisten, um sie herbeizuziehen, gewährt hatte. Allmählich wurden diese Privilegien abgeschafft, das Kolonistenland in die russische Gemeindeverfassung einbezogen und auch das deutsche Schulwesen an der Entwicklung gehindert. In der letzten Zeit vor dem Weltkrieg, als die Feindschaft gegen Deutschland und das Deutschtum in ganz Rußland blind zunahm, erhob sich gegen die deutschen Ansiedler die unsinnige Verdächtigung, als ob sie Vorposten einer bevorstehenden militärischen Invasion Deutschlands seien, Spione und Verräter, die insgeheim nicht nur die Anhänglichkeit, sondern auch die politische Staatszugehörigkeit zu Deutschland behalten hätten!

Mit dem Ausbruch des Krieges begann die direkte Verfolgung. Die Militärpflichtigen wurden für den Krieg eingezogen, und ihre Angehörigen, namentlich in den westlicheren Gebieten, zwangsweise abtransportiert, bis nach Sibirien. Haus, Hof und Besitz blieben dem Zugriff der russischen Nachbarn überlassen. Diese Leiden waren aber nur ein Vorspiel des Unglücks, das in der Bolschewistenzeit über die Kolonien hereinbrach. Unzählige wurden von den Bolschewisten ermordet, Männer, Frauen und Kinder. Ihr Besitz wurde geplündert und verbrannt. Hier und da machten die Kolonisten den Versuch, sich tapfer, vorübergehend auch erfolgreich, mit der Waffe zu verteidigen, aber hernach war die Rache der Bolschewisten nur um so furchtbarer. Vieh und

Pferde wurden niedergemacht oder fortgetrieben, die Maschinen zerschlagen, die Häuser geplündert und verbrannt, die Obstbäume sinnlos umgehauen. Während der ersten verzweifeltsten Jahre der Bolschewistenzeit wurden viele tausend Familien auseinandergerissen, die Eltern und Kinder zerstreut, und eine unbestimmt große, aber jedenfalls sehr bedeutende, nach Hunderttausenden zu beziffernde Zahl versuchte auf Flüchtlingswegen nach Deutschland, nach Amerika, in die Seestädte am Schwarzen Meer oder sonst irgendwohin vor dem roten Mord und Terror zu entkommen. Vielen glückte es; viele sind, unbekannt wo, ohne Kunde für ihre Angehörigen, durch eine bolschewistische Kugel oder durch Hunger und Not umgekommen.

Im Jahre 1921 trat dazu die furchtbare Dürre und Mißernte fast im ganzen Schwarzerdegebiet. Nach der Schätzung des Norwegers Nansen, der an der Spitze des internationalen Hilfskomitees für die Hungernden in Rußland stand, sind 1921 und 1922 infolge der Hungersnot in Rußland nicht weniger als 10 Millionen Menschen gestorben. Von den deutschen Siedlungsgebieten wurden am schwersten die Wolgakolonien betroffen, wo die bolschewistischen Behörden das wenige geerntete Korn auch noch zur Verpflegung der Roten Armee und der großen Städte raubten. Zuverlässige Zahlenangaben lassen sich weder über den Menschenverlust bei den Kolonisten in der Revolutions- und Bolschewistenzeit noch über die Zahl der erhalten Gebliebenen in den einzelnen Gebieten machen. Von den Wolgadeutschen, heißt es, ist schätzungsweise noch die Hälfte vorhanden. Sie haben sich auf Befehl der Sowjetregierung in Moskau als „Wolgadeutsche Sowjetrepublik" konstituieren und dem Verbande der Sowjetrepubliken beitreten müssen. In der inneren Verwaltung haben die Deutschen das kommunistische System annehmen müssen. In ihren Schulen werden sie gezwungen, nach kommunistischen Prinzipien zu unterrichten, Religion und Sitte werden auch bei ihnen von den kommunistischen Aposteln verfolgt. Im übrigen können sie als Deutsche leben und werden auch in bezug auf Sprache und Kultur, so viel davon noch übrig ist, nicht gehindert. Die Zustände im ganzen sind traurig.

Von den Wolhyniern ist ein großer Teil durch den russisch-polnischen Frieden an Polen gekommen, aber die Dörfer sind vielfach halb verlassen und verwüstet. Die Bessarabier, etwa 70000, haben jetzt unter rumänischer Herrschaft wenigstens vorläufig Sicherheit vor den Bolschewisten. Im Schwarzmeergebiet und in der Krim hält sich noch ein Teil der deutschen Bauern in ihren dürftig gewordenen Wirtschaften. 1924 hat hier zum zweiten Mal eine Mißernte gewütet. Erst die letztjährige Ernte, 1925, ist wieder besser gewesen. Die Zerstörung der Produktionskräfte, der Mangel an Absatz und Kapital, das Fehlen der Verbindungen mit dem Auslande, der Ruin von Kirche, Schule und Gemeinde samt dem Hunger haben aber nur noch Trümmer des einstigen Deutschtums im Schwarzmeergebiet übrig gelassen. Trotzdem kämpfen die Kolonisten mit deutscher Zähigkeit darum, sich noch einen Rest von Schulunterricht und Gottesdienst zu erhalten oder zurückzugewinnen. Sie suchen Pfarrer und Lehrer, sie bauen die verwüsteten Kirchen und Schulhäuser wieder auf, sie schreiben sich ihre Fibeln und Rechenbücher, wenn sie gedruckte nicht bekommen können, mit Bleistift oder Tinte auf grobem Papier ab, sie pflanzen wieder Bäume, sie schlafen unter zerlöcherten Decken, wo früher die weißen Federbetten als ein Stolz der Kolonistenfrau sich türmten, und sie gehen barfuß hinter dem Pflug mit ein paar mageren Ochsen, wo früher der Bauer mit Söhnen und Knechten und einem Dutzend guter Gespanne zu arbeiten pflegte. Im Verhältnis hierzu sind die Kolonien im Kaukasus eher verschont geblieben. Verluste durch Raub, Brand und Flucht haben sie zwar auch gehabt, aber die Hauptmasse der Ansiedler und ihres Besitzes hat sich erhalten. Diese Kolonien gehören jetzt zum Bestand der verschiedenen kaukasischen Sowjetrepubliken, der georgischen, tatarischen, kubanischen und anderen. Über dem ganzen Deutschtum im Gebiet des früheren russischen Staats hängen aber dauernd die Gefahren, die aus der Fortdauer des jetzigen Systems entstanden sind und immer neu entstehen können.

Das deutsche Siedlungsgebiet in Mitteleuropa.

